

die unausweichliche, aber vielen Geisteswissenschaftlern wahrscheinlich höchst unerwünschte Folgerung, daß die Entwicklung einer menschlichen Kultur keineswegs von Vernunft und Moral gelenkt und beherrscht wird, sondern von viel einfacheren Faktoren, die aufs engste mit jenen verwandt sind, die für den Gang der Stammesgeschichte verantwortlich sind. Die Ergebnisse der Kulturethologie widersprechen dem Optimismus der modernen Soziobiologen auf das schärfste. Sie sind geeignet, die kulturelle Verantwortlichkeit der Menschheit zu wecken.

*Hasso Kuczka:*

### *Otto Koenig zum 70. Geburtstag*

Armeen von Zinnsoldaten, Masken, bunt und bizarr, frei im Raum fliegende Bienenfresser, hier und dort Geckos, die Wände hoch- und an der Decke entlanglaufend. Überall, hängend, stehend, liegend: Gerätschaften, kostbare Besonderheiten aus verschiedenen Kulturkreisen und alles, ob draußen oder drinnen, umrankt von üppiger Vegetation.

Was bei einem Rundgang am »Wilhelminenberg« alles zu entdecken ist: Es könnte Museen füllen!

»Eine Unmenge heterogener Gegenstände« wird der von allzu spezialisierter Forschung Geplagte darin sehen. Er wird nicht erkennen können, daß er sich an einer der (leider so seltenen) Stätten »fachübergreifend-vergleichender Verhaltensforschung« befindet. Gleichermäßen Geburtsort der »Kulturethologie« ist dieses ungewöhnliche Akademieinstitut – in Eigenwilligkeit und Vielfalt seine Gründer Lilli und Otto Koenig widerspiegelnd – kaum einer herkömmlichen Forschungsstätte vergleichbar.

Wie selbstverständlich sind Schneiderraum und Dunkelkammer von Anfang an fester Bestandteil dieses Institutes. Ohne Film, ohne Bild wäre der »Wilhelminenberg« sicherlich nicht zu seiner heutigen Bedeutung evoluiert. Ein seltener Glücksfall war es, als sich in der Person von Otto Koenig die vergleichende Verhaltensforschung mit dem »Kamera-Profi« vereinte.

Es wundert daher auch nicht, daß die Mitarbeiter schon frühzeitig mit »optischen Notizbüchern«, kleinen, leichten 8-mm-Filmkameras ausgerüstet wurden. Otto Koenig hatte erkannt, daß der Blick durch den Sucher zu genauerer Beobachtung zwingt, was er selbst so beschreibt:

»Für den Ethologen, der Bewegungsweisen und längere Abläufe untersucht, bietet die Kinematografie die verlässlichste Protokollierungs- und Konservierungsmethode. Der Film registriert wirklichkeitsgetreu den Ablauf und ermöglicht spätere Auswertung nach vielen Gesichtspunkten und unterschiedlichsten Methoden. Mitschreiben auf Papier oder Mitsprechen auf Magnetband kann die Komplexität und Naturtreue des Laufbildes nicht ersetzen. Hinzu kommt noch ein grundsätzlich wichtiges, von den allzuhäufig sachkundigen Filmgegnern meist nicht berücksichtigtes Phänomen, daß nämlich der Blick durch ein Okular infolge

Abschaltens des peripheren Sehens sich viel besser auf das Objekt konzentriert als bei gewöhnlicher Beobachtung.«

Diese Feststellung befindet sich durchaus im Einklang mit gut fundierten wahrnehmungspsychologischen Ergebnissen.

Durch eine derartige »Schule des Sehens« gegangen, ist der Wilhelminenberger Mitarbeiterkreis im Zuge eigener Forschungsarbeiten längst mit Erfolg dabei, wissenschaftliche Filmdokumente (heute natürlich auf 16-mm-Film) zu erstellen und zu veröffentlichen. Inzwischen sind es mehr als 300 Filme, wobei allerdings die überwältigende Mehrzahl von Lilli und Otto Koenig selbst stammen. In der Frühzeit der »Encyclopaedia Cinematographica« haben sie mit ihren zahlreichen, in schneller Folge veröffentlichten Filmeinheiten wie keine andere Institution geholfen, die Anfangsdurststrecke der erst aus wenigen Filmdokumenten bestehenden Film-Enzyklopädie zu verkürzen.

Viele Jahre lang war Otto Koenig im internationalen Redaktionsausschuß zusammen mit Persönlichkeiten wie Otto Koehler, Konrad Lorenz und E. J. Slijper tätig und hat wesentlichen Anteil an der heutigen Ausprägung des wissenschaftlichen Dokumentationsfilms.

Auf seine Initiative hin wurde im Institut für den Wissenschaftlichen Film ein Quellenarchiv geschaffen, so daß heute wertvolles Filmmaterial »gerettet« werden kann, das bislang zurückgewiesen oder gar vernichtet wurde, nur, weil es für die übliche Veröffentlichungsform wegen des zu großen Umfangs oder zu speziellen Inhalts nicht geeignet war.

Wir erinnern uns an so manche Tagung des Redaktionsausschusses der Enzyklopädie, wo es bei den Filmabnahmen und Diskussionen über formale und inhaltliche Fragen oft heiß herging – besonders, wenn sich Otto Koenig und Konrad Lorenz gegenseitig die Bälle zuwarfen. Immer wieder beeindruckten dabei nicht allein die reichen Kenntnisse in den verschiedenen Fachbereichen, sondern vor allem das anscheinend mühelose Auffinden von Zusammenhängen, wie man sie selbst nicht so leicht und schnell erkannt hätte.

Otto Koenig 70 Jahre? Es ist kaum zu glauben! Seine ungebrochene geistige und körperliche Vitalität haben ihn längst vor diesem einschneidenden Datum sprichwörtlich zu »neuen Ufern« aufbrechen lassen.

Ein Zitat aus der Einladung zur Eröffnung des Institutes für angewandte Öko-Ethologie am Enns-Stausee Staning in Haidershofen durch Herrn Bundespräsidenten Dr. Rudolf Kirchschläger am 29. April 1982 macht dies deutlich:

»In Zusammenarbeit von Verbundgesellschaft, Ennskraftwerke AG und der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg unter der Leitung von Professor Otto Koenig entstand am Enns-Stausee Staning eine Forschungsstelle für angewandte Öko-Ethologie. Hier sollen Möglichkeiten untersucht und Methoden erarbeitet werden, Biotopschädigungen in industriell genutzten Gebieten den Naturgesetzen folgend zu korrigieren. Die Rückführung der durch ein technisches Projekt veränderten Landschaft in eine Natur- und Kulturlandschaft, unter dem Aspekt »Lebensraum aus zweiter Hand«, ist das Ziel der partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen Technik und Naturschutz.«

Das sieht Otto Koenig ähnlich! Wieder hat er sich als Institutsgründer durchgesetzt – und wieder ist es eine Institution auf ganz »eigen-artiger« Basis.

Wir kommen nicht umhin, ihm unsere Bewunderung zu zollen!

In unsere Gratulation mischt sich Hochachtung vor dem hochrangigen Verhaltensforscher; unser Dank gilt der treuen Mitarbeit an der internationalen Film-Enzyklopädie und den vielen Ratschlägen und Anstößen, die wir in fast drei Jahrzehnten freundschaftlicher Zusammenarbeit erhalten haben und auch sicherlich weiterhin erhalten werden.

*Kurt Berger:*

## *Otto Koenig 70 Jahre – Beschreibung eines Lebensweges*

Die »Gesellschaft der Freunde der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg« widmet Otto Koenig zu seinem 70. Geburtstag den vorliegenden Band. Hier bietet sich die Gelegenheit, einen Überblick über diese 70 Lebensjahre zu geben. Vielleicht ist es gewagt, auf einigen wenigen Seiten zu schildern, was mühelos ein Buch füllen könnte. Als langjähriger Freund und Pfadfindergefährte will ich aber trotzdem versuchen, die Persönlichkeit Otto Koenigs an Hand einiger wesentlicher Mosaiksteinchen darzustellen, um so dem Leser Gelegenheit zu geben, diesen unserer Meinung nach außergewöhnlichen Menschen näher kennenzulernen.

Otto Martin Lothar Koenig kommt am 23. Oktober 1914 in Wien zur Welt. Sein Vater Otto Martin Julius Koenig studierte an der Wiener Universität Germanistik, klassische Philologie, Archäologie, Epigrafik und Pädagogik. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Volksbildner tätig, wurde er Mitarbeiter der Arbeiter-Zeitung in Wien und ab 1913 Redakteur der Dresdner Volkszeitung. Den Krieg über diente er als Offizier in der österreichischen Armee. 1919 berief man ihn von Dresden weg als Kulturredakteur an die Wiener Arbeiter-Zeitung. Darüber hinaus hielt er nun regelmäßig Kurse und Vorträge an den Wiener Volkshochschulen. Bereits 1909 hatte er seine fleißigste Schülerin Mathilde Hruby geheiratet. Sie wurde zur toleranten Mutter des einzigen Sohnes Otto.

Seine Kindheit verlebt Koenig junior in Klosterneuburg bei Wien im Elternhaus, das inmitten eines großen Gartens steht. Schon als vorschulpflichtiges Kind zeigt er brennendes Interesse an Tieren. Mit 5 Jahren bringt er seinen ersten selbstgefangenen Feuersalamander heim, kurz darauf eine fast meterlange Ringelnatter. Mit 6 Jahren hat er ein unauslöschliches Erlebnis. Ein im Garten aufgehängter kleiner Spielzeugkäfig mit Stoffkanari wird in seiner Abwesenheit von den Eltern gegen ein richtiges Vogelhaus mit lebendem Kanarienvogel ausgetauscht. Dieses »Verwandlungswunder« nährt die Tierbegeisterung enorm. Gleichzeitig entwickelt sich ein besonderes Interesse für Trachten, fremde Völker und Uniformen. Bereits in der Volksschule beginnt Otto Koenig eifrig Zinnfiguren und Zinnsoldaten zu sammeln. Die vorhandenen Interessen und daraus resultierenden Ideen waren eigentlich schon von Anfang an auf den späteren Lebensweg ausgerichtet: Beschäftigung mit Tieren, Forschungstätigkeit, »interdisziplinäre« Neigungen, soziale Gruppenbildung, Gründung einer Forschungsstelle, all dies kommt bereits im Kindheitsverlauf zur Geltung und wird in einer Art einfallreichem »Wunschdenken« durchgespielt und grafisch ausgedrückt. Von der Mutter sorgsam gesammelte Zeichnungen, Briefe und Aufsätze legen davon eindrucksvolles Zeugnis ab.

Das erste Schuljahr 1921/22 wird zusammen mit dem gleichaltrigen Freund Richard Kretschmayer (später Gemeindefeuerarzt in Klosterneuburg) im Privatunterricht absolviert, um nicht »vorzeitig schädlichen Einflüssen durch schlimme Kinder« ausgesetzt zu sein. Trotzdem gibt es schon in dieser Zeit einen großen Kreis von Spielkameraden um Otto Koenig. Nach der Volksschule in Klosterneuburg und drei Bundesrealgymnasien in Wien, wo er sich als ebenso begabt wie ungebändig erweist (Betragensnoten zwischen »gut« und »nicht entsprechend«), besucht Koenig von 1933 bis 1936 zielgerichtet und mit Freude die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, Abteilung Fotografie, um am Neusiedler See Vögel nicht nur beobachten, sondern auch sachgerecht fotografieren und filmen zu können.

Eine sicherlich für den späteren Lebensweg Otto Koenigs grundlegende und entscheidende Rolle spielt die Jugendbewegung. Sie hatte für ihn immer Vorrang vor der Schule. 1926, als Zwölfjähriger, gründet er mit gleichaltrigen Freunden die selbsterfundene »Freiheitspio-

niere« und führt sie längere Zeit. Darauf folgt eine kontinuierliche Arbeit in regulären Jugendorganisationen, zuerst bei den Roten Falken und ab 1934 bei den Pfadfindern. Der »Gruppenführer« Otto Koenig zeigt schon in diesen frühen Jahren sein Talent, einen Kreis Gleichgesinnter um sich zu scharen und zu begeistern. 1938 beendet der Nationalsozialismus jede erlaubte Gruppentätigkeit. Otto Koenigs Flußpfadfindergruppe trifft sich trotzdem noch einige Zeit weiter.

Im Herbst 1939 möchte Rudolf Hans Hammer, Verleger von Otto Koenigs erstem Neusiedler-See-Buch »Wunderland der wilden Vögel«, ein illustriertes Vagabunden- und Wanderbuch von ihm herausbringen. Dadurch kommt die Bekanntschaft mit der Zeichnerin Lilli Frischauf (Tochter des Schuldirektors Franz Frischauf und Frau Franziska) zustande, die ebenfalls Absolventin der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt ist. Der Krieg bricht jedoch aus, am 10. Januar 1940 rückt Koenig zum Flieger-Ausbildungsregiment 1 in Stammersdorf bei Wien ein. Nach dem Besuch der Fliegerbildschule in Neubiberg bei München kommt er zur Stabsstaffel Stuka 1, die in Frankreich, Sizilien (hier entsteht Koenigs Buch »Briefe aus dem Süden«) sowie in Rußland (Minsk, Smolensk, Roslawl) eingesetzt wird. Nach längerem Lazarettaufenthalt bekommt er 1942 drei Wochen Sonderurlaub für wissenschaftliche Arbeiten am Neusiedler See. Anschließend erfolgt die Versetzung zur Hauptbildstelle des Reichs-Luftfahrtministeriums in Berlin.

Am 8. Mai 1943 heiraten Otto Koenig und Lilli Frischauf in Wien und leben mit Unterbrechungen bis Anfang 1945 in Berlin. Nun wird Koenig zum Ersatztruppenteil nach Hildesheim versetzt und einer Kampfeinheit zugeteilt. Seine Frau Lilli erhält die Einberufung zum Sanitätsdienst nach Wien. Anfang Mai 1945 gerät er für einige Zeit in Kriegsgefangenschaft, am 15. Mai kehrt er zurück nach Wien.

Nach Kriegsende nimmt Otto Koenig, inzwischen Gründer der »Biologischen Station Wilhelminenberg« und intensiv mit ihrem Aufbau beschäftigt (darüber wird noch zu berichten sein), die Pfadfinderaktivitäten wieder auf. Im österreichischen Pfadfinderbund wird er Kommissär für Rover (das sind Jugendliche ab dem 16. Lebensjahr). Er sammelt bald einen Kreis engagierter Roverführer um sich und gründet den »Feuerring der Wiener Rover«. Neben seiner schon beachtlichen Tätigkeit in der Biologischen Station Wilhelminenberg kümmert er sich um die Ausbildung der Roverführer. Mit diesen organisiert er dann das »Pädagogische Führerseminar« an der Volkshochschule Wien-Ottakring. Koenig übernimmt in der Folge die gesamte Führerausbildung im österreichischen Pfadfinderbund. Das Baden-Powellsche »Patrouillensystem« erweckt sein besonderes Interesse, er kann hier für seine späteren wissenschaftlichen Arbeiten Erfahrungen über die Entwicklung von Kleingruppen sammeln. Der starke Anteil von Pfadfindern am Aufbau der Biologischen Station Wilhelminenberg darf schon hier vorweggenommen werden. Im Jahre 1958 legt Koenig aus Zeitgründen seine Funktionen in der Bundesleitung des österreichischen Pfadfinderbundes zurück und arbeitet noch einige Zeit als Gruppenführer. Die Verbindung zu einigen Pfadfinderkameraden ist bis heute aufrecht geblieben.

Die ernsthaften wissenschaftlichen Aktivitäten Otto Koenigs beginnen bereits in der Mittelschulzeit. In den Klosterneuburger Donau-Auen wird von ihm fleißig beobachtet und fotografiert. Ab 1932 zeltet er den Sommer über regelmäßig am Neusiedler See, um die Tierwelt der Rohrwälder zu studieren. 1936 ergibt sich die Bekanntschaft mit Konrad Lorenz. Koenig erzählt in dem Buch »Verhaltensforschung in Österreich«:

»Altenberg, der Lorenz-Wohnsitz an der Franz-Josephs-Bahn, war vor dem Krieg von Wien aus mit dem Personenzug in etwa einer halben Stunde zu erreichen. Auf halbem Weg

liegt meine Heimatstadt Klosterneuburg. Nach den Kursstunden über Verhaltensforschung in der Urania hatte ich daher immer das große Glück, mit Konrad Lorenz ein Stück gemeinsam fahren zu dürfen. Es war eine herrliche Lernzeit, denn Lorenz erzählte und erklärte während der ganzen Fahrt . . .«

Diese Begegnungen mit Lorenz vertiefen die ethologischen Interessen und festigen den Entschluß zur Gründung einer biologischen Station. Im Frühsommer 1938 besuchen Otto Koehler (Zoologieprofessor an der Universität Königsberg) und Konrad Lorenz mit einer Studentengruppe Koenigs Lager im Rohrwald und bleiben mehrere Tage. Koenig schildert das Ereignis wie folgt:

»Mein Zelt stand einsam im Neusiedler-See-Rohrwald an der Wulka. Ich hauste unter Rallen, Rohrsängern, Wasserratten, Spitzmäusen und Reihern. Eines Vormittags planschten leise Paddelschläge den trägen Bach herauf. Stimmen wurden hörbar. Ich schlich gut gedeckt durch den tiefen Uferschlamm an den Schilfrand und lauerte geräuschlos gleich einer Dommel. Da kam ein Falboot und noch eines – und als ich, innerlich empört, die ungebeten Eindringlinge stellen wollte, erkannte ich urplötzlich meinen Lehrer Konrad Lorenz. Er war mit Professor Koehler und Königsberger Studenten gekommen, um mein Arbeitsparadies zu sehen und zu erfahren, was ich da so alles treibe. Wie gesagt, ich stand halbnackt und sumpfgewohnt bis weit über die Knie im schwarzen Schlamm und blickte den Ankömmlingen ebenso überrascht wie erfreut entgegen . . .«

Es ist das erste Zusammentreffen mit Otto Koehler, der später zum tiefverehrten Lehrer und überzeugten Förderer Otto Koenigs wurde.

1939 ist Koenig, zusammen mit dem Ornithologen Friedrich Goethe, wissenschaftlicher Berater bei einem UFA-Filmprojekt in den Rohrwäldern des Neusiedler Sees. Anschließend filmt er erstmals selbst mit einer Schmalfilmkamera im Auftrag des Reichsbundes für Vogelschutz. Am 24. August 1939 schickt er aus Donnerskirchen folgende Postkarte nach Klosterneuburg:

»Liebe Eltern!

Habe wieder mal Glück – filmen ist recht nett. Kriege das, was die Ufa nicht bekam: Fischende Wasserralle. Jedenfalls ist es recht unterhaltlich, mit einer Kamera zu arbeiten, die man nicht kennt, und damit Dinge zu tun, die man noch nie getan hat – nämlich filmen! 30 Meter sind schon weg. Insgesamt bekam ich 60. Essig war übrigens nicht in Eurem Paket. Bitte um Düsennadeln [Anm.: für den Petrolgaskocher im Zelt] und Konservenöffner. Aber gleich!

Gruß an alle  
Otto

Werde doch zum Filmen übergehen!«

Während seiner Kriegsausbildung an der Fliegerbildschule Neubiberg bei München (1940) verwendet er jede freie Stunde für Beobachtungen an den vogelreichen Ismaninger Speicherseen. 1942 gibt es gute Kontakte zur »Deutschen Ornithologischen Gesellschaft«, die auch das Zusammentreffen mit Erwin Stresemann vermitteln. Vor allem entstehen persönliche Beziehungen zum Ehepaar Oskar und Katharina Heinroth (Berliner Zoo), die nicht mehr abreißen sollten. Im Sommer 1943 wird Otto Koenig von Professor Koehler an die Königsberger Universität eingeladen und hält dort als Obergefreiter in Fliegeruniform einen Vortrag über den Neusiedler See. Hier ergibt sich auch die erste Begegnung mit Heinz Sielmann, der damals noch Student war.

Nach Kriegsende 1945 kommt es dann zur Gründung der »Biologischen Station Wilhelminenberg«. Die seit Kindesalter vorhandene, in der Jugend durch den Kontakt mit Lorenz intensivierte gedankliche Beschäftigung mit dem Aufbau einer Forschungsstation findet nun ihre ethologisch ausgerichtete Verwirklichung. Schon während des Kriegsdienstes kann Koenig an den Fronten verschiedenste Materialien sammeln, die für den Aufbau seiner nun schon fix geplanten Station zu brauchen sind. Er schickt sie nach Wien. Dort werden sie von Lilli Frischau (bzw. Koenig) zur späteren Verwendung gesammelt und aufbewahrt. Als Gründungsort erweist sich der nahe dem Elternhaus Lillis gelegene Wilhelminenberg, auf dem sich ein leerstehendes Militärbarackenlager befindet, als hervorragend tauglich. Das Gebiet wird von dem Ehepaar im Alleingang »besetzt« und gegen Angriffe der eifrig nach Öfen, Fensterglas, Holz und ähnlichen in der Nachkriegszeit so wertvollen Dingen suchenden Bevölkerung verteidigt und erfolgreich »gehalten«. Später wird das Areal samt Baracken legal gepachtet und zunächst völlig mit eigenem Geld und freiwilligen, vorwiegend aus Pfadfinderkreisen stammenden Helfern für die Forschung funktionsfähig gemacht. Erst allmählich beginnen Subventionen zu tröpfeln. Die Zielsetzung der Forschungsstelle lautet: »Ethologische Beobachtung von Tieren in freier Wildbahn und Gefangenschaft, Auswertung der Erkenntnisse für die ethologische Erforschung des Menschen.« Die Reiher, schon vor dem Krieg eifrigst am Neusiedler See beobachtet, werden für Otto Koenig Hauptforschungsobjekte im Bereich tierischen Verhaltens.

Der erste sich um »die Koenigs« bildende festgefügte Wilhelminenberger Mitarbeiterkreis besteht aus der Tierpflegerin (und »Mädchen für alles«) Minnerl Böhm sowie den Studenten Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Ilse Gilles, Kurt und Edith Gratzl, Friedrich Haiderer, Heinz Prechtl, Wolfgang Schleidt und Eberhard Trumler. Sie haben in der allerschwersten »Pionierzeit« am Aufbau der Station mitgearbeitet. Alle späteren Mitarbeiter, deren große Zahl nicht namentlich genannt werden kann, wirken bei der weiteren Gestaltung in hervorragender Weise mit. In den Jahren 1954 bis 1965 belegt Koenig teils als ordentlicher, teils als außerordentlicher Hörer folgende Fächer an der Universität Wien: Anthropologie bei Josef Weninger, Kinderpsychologie bei Sylvia Bayr-Klimpfinger, Morphologie bei Wilhelm Marinelli, Ökologie bei Wilhelm Kühnelt, Pädagogik bei Richard Meister, Psychologie bei Hubert Rohrer, Soziologie bei August Knoll, Urgeschichte bei Richard Pittioni, Volkskunde bei Richard Wolfram, Völkerkunde bei Josef Haekel und Walter Hirschberg. Diese Studienkombination ermöglicht und fördert die spätere interdisziplinäre Arbeit.

1948 kehrt Konrad Lorenz aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Es entstehen tiefe freundschaftliche Beziehungen zum Wilhelminenberg, die auch fort dauern, als Lorenz 1951 nach Deutschland abwandert. Einige der durch Koenig bereits auf die Verhaltensforschung eingeschworenen ersten Mitarbeiter des Wilhelminenberges, bislang nur ehrenamtlich tätig, erhalten im Lorenz-Institut definitive Anstellungen und werden zu erfolgreichen Ethologen.

Die Entwicklung des Wilhelminenberges schreitet fort. Ab 1949 führen Studienfahrten das Ehepaar Koenig samt Mitarbeitern nach Italien, Afrika, in den Balkanraum und die Türkei. Andere Gruppen des Mitarbeiterkreises werden mit Forschungsaufträgen nach Afrika, Australien, Bali, Israel, Jugoslawien und in die Türkei entsandt.

1967 wird die »Biologische Station Wilhelminenberg« der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eingegliedert, besondere Verdienste darum hat sich der damalige Präsident der Akademie, Hofrat Prof. Dr. Richard Meister erworben. Ihm schuldet der Wilhelminenberg großen Dank. Unter der neuen Bezeichnung »Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften« setzt der Mitarbeiterkreis seine

Tätigkeit kontinuierlich fort und erlebt unter dem Nachfolger von Hofrat Meister, dem Akademiepräsidenten Prof. Dr. Erich Schmid, seine wohl glücklichste Arbeitsepoche. In dieser Zeit bauen auch Gernot und Bärbel Graefe in Donnerskirchen am Neusiedler See die so erfolgreiche Abteilung 2 des Institutes auf. Später entsteht in Oberweiden die Abteilung 3. Konrad Lorenz, 1973 emeritiert und aus Deutschland nach Österreich zurückgekehrt, findet über Initiative Koenigs in Grünau im Almtal für seine Gänseforschungen eine neue Arbeitsstätte. Bald darauf wird dieser Forschungsstützpunkt als Abteilung 4 in das Wilhelminenberger Akademieinstitut integriert.

Der 1957 ins Leben gerufene Trägerverein, die »Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg«, bleibt auch nach der Stationsübernahme durch die Akademie bestehen. Auf der Basis dieses Vereins gründet Koenig 1980 das »Institut für angewandte Öko-Ethologie« mit den drei Abteilungen Staning, Leopoldsdorf und Rosenberg. Der Vogelpark Schmiding schließt sich an. Zielsetzung der neuen Einrichtung ist der Versuch, technische Eingriffe in die Natur nach biologischen Gesichtspunkten zu steuern und zerstörte Biotope als »Lebensraum aus zweiter Hand« ökologisch sinnvoll zu revitalisieren. Besonders Stauseen bieten sich für solche Aktivitäten an. Auch die Anlage von Trappenschutzäckern im Marchfeld, einem Gebiet mit extrem technisierter, den Bestand der Großvögel gefährdender Bodennutzung, zielt in diese Richtung.

Neben der wissenschaftlichen Arbeit zählen auch Wissenschaftspopularisierung und Volksbildung zu Otto Koenigs Anliegen. Bereits 1945 hält er Volkshochschulkurse unter dem Titel »Vom Einzeller zum Menschen«. Es folgt eine langjährige volksbildnerische Kurs- und Vortragsaktivität, auch unter Beiziehung der Mitarbeiter, um deren Redegewandtheit zu schulen. 1956, in der Pionierzeit des Österreichischen Fernsehens, läuft in den improvisierten Studios in der Meidlinger Singrienergasse Otto Koenigs erste Fernsehsendung »Wunder der Tierwelt« an, die ein sehr großes Echo findet. Später wird die Serie in »Rendezvous mit Tieren« und schließlich in »Rendezvous mit Tier und Mensch« umbenannt. Seit dieser Zeit läuft die Sendung in ununterbrochener Folge bis zum heutigen Tag. Nebenbei bemerkt ist sie die älteste gleichbleibende Sendung im deutschen Sprachraum. In ihr warnte Koenig bereits zu Zeiten, als die Begriffe »Umweltbedrohung« und »Umweltzerstörung« in das Bewußtsein der Menschen noch überhaupt nicht vorgedrungen waren, vor den immensen Gefahren und sagte kommende negative Entwicklungen voraus. Und dies – es sei eigens betont – zu einer Zeit, als viele der heutigen »Grünen« noch keinerlei Aktivitäten in dieser Richtung entfaltet und Koenig die Hauptlast der unbequemen Popularisierung des »Umweltschutzgedankens« zu tragen hatte.

Die interdisziplinären Kontakte und Forschungen sind durch die Zielsetzung des Wilhelminenberger Institutes, nämlich auf dem Weg über Tierbeobachtungen das Verhalten des Menschen zu erforschen, von Anfang an beabsichtigt und angestrebt. Ihre Realisierung gelingt dann im Studienkontakt mit den Universitätsfächern und akademischen Lehrern. Für den allgemeinen Verhaltensbereich werden Psychologie und Kinderpsychologie bedeutsam, im kulturellen Sektor erweisen sich Volkskunde, Völkerkunde und Urgeschichte als überragend wichtig. Auch aus der langen Tätigkeit Otto Koenigs als Hersteller zahlreicher wissenschaftlicher Filme und als Mitglied des Redaktionsausschusses der Encyclopaedia Cinematographica (Institut für den wissenschaftlichen Film Göttingen) ergeben sich viele Kontakte mit anderen Disziplinen.

1965 führt der Osterurlaub das Ehepaar Koenig nach Lienz in Osttirol, wo es zur Begegnung mit einem Maskenschnitzer und in der Folge mit dem Klaubaufbrauchtum kommt.

Hieraus entstehen neue Impulse für interdisziplinäre Forschungen, die sich in vieler Beziehung überaus interessant und wichtig gestalten. Zur gleichen Zeit gelangt Koenig an Hand des Studiums von Uniformen zur sicheren Erkenntnis, daß biologische und kulturelle Wandlungsvorgänge nach gleichen Grundgesetzmäßigkeiten ablaufen. Daraus erwächst der Forschungszweig »Kulturethologie«, der 1970 in Koenigs Buch »Kultur und Verhaltensforschung« definiert wird. Neben der Arbeit an kulturethologischen Problemen forscht Koenig weiterhin an Tieren, die immer wieder neue Ergebnisse liefern und sich als unvergänglicher Erkenntnisquelle für die Menschenforschung erweisen. Auf diesem interdisziplinären Weg gelangt er zum Problem »Auge«, zeigt die überragende Bedeutung der Augengestalt als Signalempfänger und Signalgeber für die höheren Lebewesen einschließlich des Menschen auf, analysiert das Phänomen »böser Blick« und erklärt die große Verbreitung von Augensymbolen im gesamten menschlichen Ornamental- und Amulettbereich. 1975 wird der Gesamtkomplex in dem 556 Seiten starken und reich illustrierten Buch »Urmotiv Auge« niedergelegt. Die Forschungen und damit zusammenhängenden Aktivitäten Koenigs haben sich selbstverständlich auch in zahlreichen anderen Publikationen niedergeschlagen. Im Abschnitt »Bibliografie« ist das Gesamtwerk chronologisch aufgelistet.

Auf Grund des Buches »Kultur und Verhaltensforschung« wird Otto Koenig 1970 mit dem Hamburger Ordinarius für Volkskunde Walter Hävernick bekannt und von diesem 1971 und 1972 zu drei Symposien nach Hamburg eingeladen, die dem Aufbau einer Zusammenarbeit zwischen Verhaltensforschung und Volkskunde dienen sollen. Hier lernt Koenig zahlreiche Wissenschaftler aus human- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen kennen und tritt mit ihnen in regen Gedankenaustausch. Im Dezember 1972 organisiert Koenig das 4. Hamburger Symposium in Matrei/Osttirol. Diese Veranstaltung kann als das »1. Matreier Gespräch« bezeichnet werden. 1976 finden die »2. Matreier Gespräche« in erweiterter Form statt und dann jährlich in ununterbrochener Folge bis 1983. 1984 werden es bereits die »10. Matreier Gespräche« sein. Die interdisziplinären Kontakte reichen auch zur »Katholischen Akademie in Bayern«, der »Schweizerischen Gesellschaft für Geisteswissenschaften«, der »Erziehungswissenschaftlichen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg«, dem »Hamburger Museum für Völkerkunde« und vielen anderen Institutionen. Die »Matreier Gespräche« aber sind zu einem bewährten ideellen Zentrum für interdisziplinäre Kulturforschung geworden.

So hat der Traum des jungen Otto Koenig, den wir in seinen Zeichnungen und frühen Aufsätzen verfolgen können und der sich fantasievoll immer um Tiere, Trachten, Uniformen, Organisation und Gruppenbildung drehte, in den »Matreier Gesprächen« einen Höhepunkt der Verwirklichung gefunden.

Mir aber bleibt nur die Hoffnung, in diesen kurzen Zeilen der Person Otto Koenigs doch einigermaßen gerecht geworden zu sein und dem Leser genügend Mosaiksteinchen geliefert zu haben, um daraus ein brauchbares Persönlichkeitsporträt zusammenzusetzen. Und vielleicht ist es mir auch gelungen, das Interesse am Lesen seiner Bücher und Publikationen anzuregen.

Dies alles – und daher ein herzliches »Danke schön« – wäre nicht möglich gewesen ohne Lilli Koenig, die ihrem Mann als getreue und nimmermüde Mitarbeiterin seit über vier Jahrzehnten zur Seite steht, mir aber als hilfsbereite Auskunftgeberin die Arbeit sehr erleichtert hat.



Lilli Koenig:

## *Aus Otto Koenigs Schulheften, Skizzenbüchern und Schriften*

Mathilde Koenig, die Mutter Otto Koenigs, hat mit erstaunlichem Eifer jede Zeichnung, jeden Aufsatz, jedes Schulheft des heranwachsenden Sohnes gesammelt und aufbewahrt. So konnte kürzlich eine Schiefertafel des Achtjährigen samt Griffelschrift (aus dem Jahre 1922) der Sammlung des Bayerischen Schulmuseums in Ichenhausen übergeben werden.

Sieht man nun die Kritzeleien des kleinen Buben, seine späteren Zeichenhefte, Skizzenbücher und Aufsatzhefte durch, so wird eine unglaublich konsequente Interessenslinie sichtbar, die eigentlich niemals unterbrochen oder auch nur abgebogen wurde. Von klein an befaßt sich Otto Koenig sehr viel mit Tieren, Soldaten und Volkstrachten. Pflanzen sind weniger gefragt, Mathematik, Physik und Chemie stehen weit im Hintergrund. Tier- und Naturschutz sind ihm von Kind an wichtig, gleichzeitig interessiert er sich für Kleidung und Gerätschaften von Bauern und Jägern. Unter dem Brauchtum des städtischen Lebensbereiches stehen Nikolaus, Krampus und Weihnachten in erster Reihe. All dies wird in Zeichnung und Sprache ausgedrückt.

Der Bub entwirft aber auch immer wieder Uniformen für fiktive Truppen und wünscht sich Zinnfiguren. Taschengeld oder Prämien für gute Schularbeiten, mit denen ihn der humanistisch ausgebildete Vater auf sein eigenes Studiengebiet hinlocken möchte, werden jeweils sofort in Zinnsoldaten umgesetzt. Tierhaltung ist in der kleinen Koenig-Villa trotz großen Gartens nicht sonderlich erwünscht. Die Großmutter war eine Art fanatischer Tiernärrin gewesen, unter deren wechselnden Menagerien die ganze Familie hatte leiden müssen. In dieses Fahrwasser durfte Otto Koenig junior keineswegs geraten! Doch es nützte nichts – zuletzt setzte der Heranwachsende doch den Volierenbau im Garten durch.

Der starke Hang zur Gruppenbildung, ein von früh an vorhandenes Talent zur Aktivierung und Motivierung Gleichaltriger sowie auch das starke Interesse für Trachten führen den Vierzehnjährigen – abermals gegen den Willen des Vaters – in die Jugendbewegung. Seine Gruppen setzt er dann in den Donauauen und am Neusiedler See zur Tierbeobachtung ein. Schulbücher und Hefte werden mit all den Dingen vollgekritzelt, die der Bub gern haben, organisieren oder sehen möchte. Aufstellungen für Gruppenausrüstung, Wimpelentwürfe, Pläne für Sommerfahrten wechseln mit Soldaten, Waffen, verschiedensten Tieren. Im Rahmen des meist recht lockeren Zeichenunterrichts entwirft er ein ganzes Institut mit einem tropischen Glashaus zur Tierhaltung. Hier wird ein Weg, durch äußere Einflüsse unverrückbar, aus eigenem Antrieb gegangen.

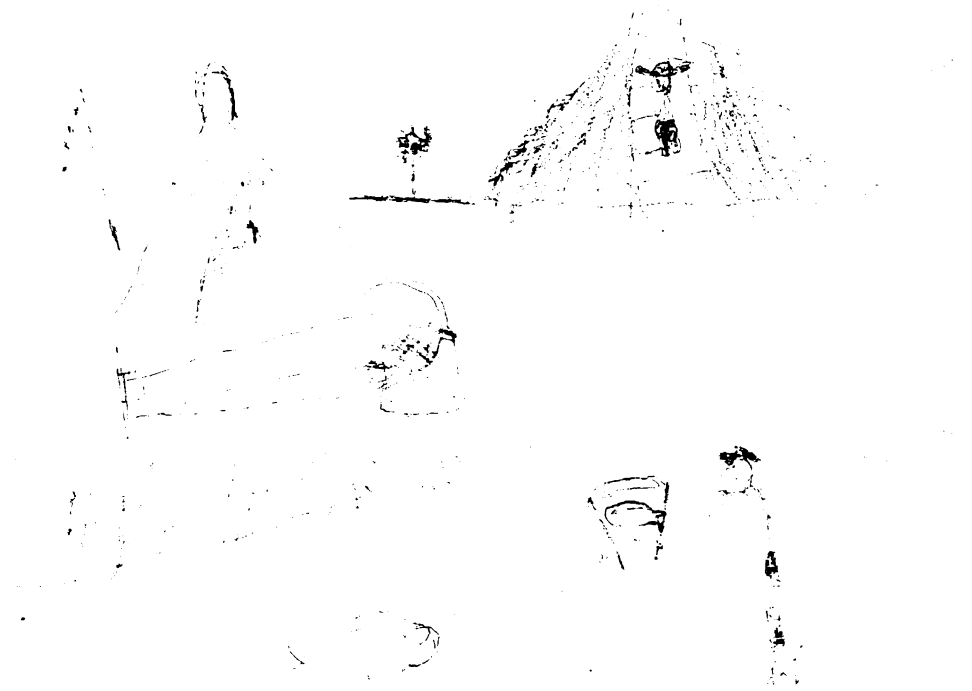
Das erträumte Institut entsteht Jahrzehnte später auf dem Wilhelminenberg, ebenso wie die zahllosen Zeichnungen von Militäruniformen und Militärkopfbedeckungen in eine wissenschaftliche Uniformarbeit münden. In der ganzen langen Linie von Otto Koenigs Fachpublikationen einschließlich des Buches »Urmotiv Auge« findet sich kaum eine, die nicht mit seinen Kindheitsspielereien im Zusammenhang steht. Auf die Frage, was er einmal werden möchte, gab er als frischgebackener Mittelschüler zur Antwort, daß er sich den »Beruf erst erfinden« müßte. Und seinem Vater erklärte er, daß er nicht Offizier (wie jener im Ersten Weltkrieg es war), sondern »reichsunmittelbarer Feldwebel« werden möchte. Mit dieser Scherzbezeichnung wird einerseits das Desinteresse an hohen Rangpositionen, andererseits der Wunsch nach möglichst großer Wirkungsvielfalt und Entscheidungsfreiheit charakterisiert.

In der Jugendbewegung trug Koenig keine Führerabzeichen, beim Militär verweigerte er den Unteroffizier und blieb Obergefreiter. Gleichwohl nahm er auch in der Truppe eine

gewisse Sonderstellung ein und beschäftigte sich soweit irgend möglich mit dem, was ihn interessierte. Als Luftwaffensoldat in Sizilien baute er sich unter das Bett ein Terrarium, in Rußland zeichnete und fotografierte er ein Album für die Stukastaffel, und nebenbei sammelte er volkskundliche Gegenstände.

Als wahres »Schlüsselerlebnis« aber bezeichnet Koenig noch heute einen Dialog, den er als Zehnjähriger mit seinem Vater während der Ferien in Südfrankreich führte. Die beiden sprachen über Segelboote, von denen fast alle bereits über Zusatzmotoren verfügten. Da begann der Vater nachsinnend zu spekulieren, daß die nun nicht mehr benötigten Segel vielleicht mit der Zeit immer kleiner konstruiert würden, bis sie zum Schluß nur noch auf dem Bug der Motorboote als winzige Attrappen säßen, deren Herkunft dann niemand mehr zu erklären wüßte. Der Bub fand diese Aussicht wenig Spaßig, aber der Gedankengang ließ ihn dann nicht mehr los. Die Voraussagen des Vaters wurden in der vermuteten Form zwar nicht erfüllt, aber sie haben dem Sohn irgendwie den Schlüssel zur Kulturethologie in die Hand gedrückt.

Die hier wiedergegebenen Beispiele von Kinderzeichnungen, Schulaufsätzen und Jugendmanuskripten sollen nicht nur einen konsequent verfolgten Weg charakterisieren, sondern auch zeigen, wie ererbte Anlagen, Elternhaus und Kindheitserlebnisse letztlich für den Lebensweg eines Menschen bestimmend werden.



1920 (5 Jahre): Schon in diesem Alter konzentriert sich das Interesse Otto Koenigs auf Vogelhaltung, Fischfang und die breiten Hüte der auf Bergen lebenden Tiroler

!LIEBES MUUTTEL!

DAS  
GEHÖRT  
DIER

Sehr geehrter Dozent!

Otto hat schon wieder eine Zeit schrankenloser Wildheit (wahrscheinlich mit der Jahreszeit zusammenhängend), und ich möchte vielmals bitten, ihm nahelegen zu wollen, daß er sich und den anderen Jungen und schließlich auch dem Lehrer die Arbeit nicht unnötig erschweren sollte.

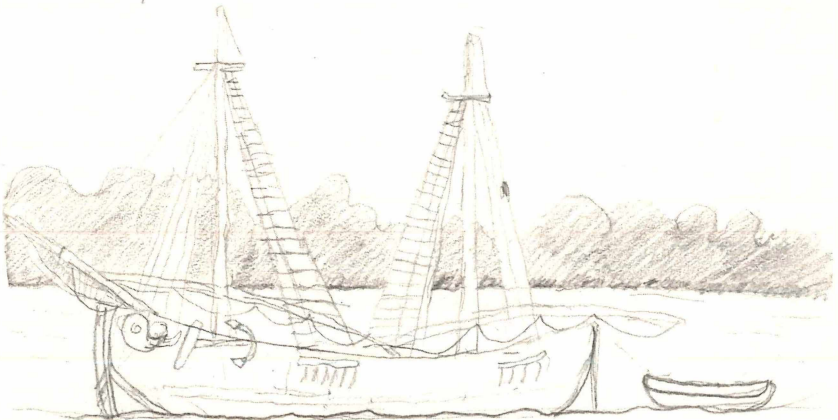
In Hochachtung  
ergebenst  
Breit



1923 (8 Jahre): Verzweifelter Lehrer-Hilferuf an den Vater eines manchmal sehr schwierigen Schülers

1923 (8 Jahre): Krampus und Nikolaus hatten für den Buben immer sehr große Bedeutung

Zweimaster in der Bucht Cigale.  
am 22/6



1924 (9 Jahre): Die Adriaschiffe interessierten Otto Koenig vor allem auch wegen der Abwehraugen am Bug, die ihn später zur Amulettforschung führten

# Der Kamp.

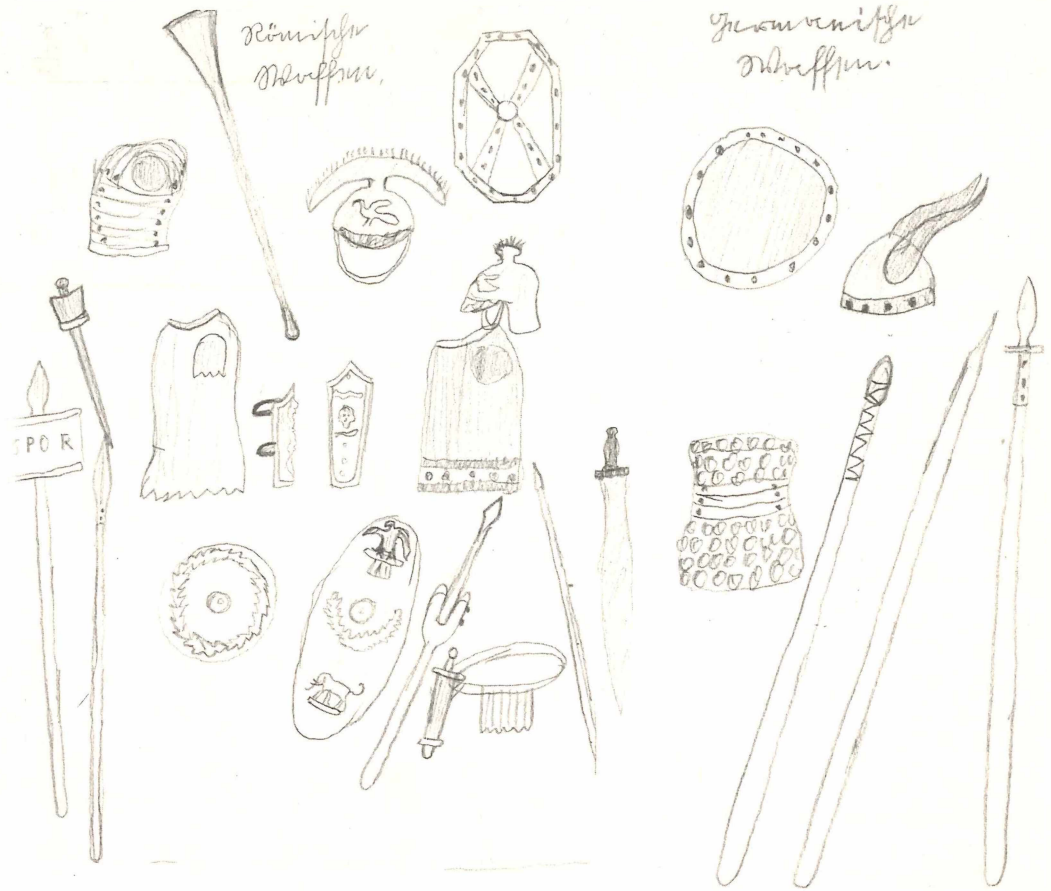
(Otto Koenig.)

Da drunten fließt alleine  
Und ohne viel Geweine  
Der Kamp so schön und still,  
Die Fischlein drinnen spielen  
Die Vöglein drüber fliegen,  
Und die alten Weidenbäume  
Sich spielend drüber neigen  
Und in den Fluten sich besehen.

1924 (9 Jahre): Spontane Dichtung während eines Ausfluges mit den Eltern nach Drosendorf am Kamp

## Der Kamp (Otto Koenig)

Da drunten fließt alleine  
Und ohne viel Geweine  
Der Kamp so schön und still  
Die Fischlein drinnen spielen  
Die Vöglein drüber fliegen  
Und die alten Weidenbäume  
Sich spielend drüber neigen  
Und in den Fluten sich besehen.



1924 (9 Jahre): Militärische wie zivile Ausrüstungsgegenstände wurden sehr gerne und immer wieder in musealer Anordnung gezeichnet

1925 (10 Jahre): Schularbeit zum Thema »Tiroler Freiheitskampf«

### Andreas Hofer.

Andreas Hofer war ein sehr mutiger Mann. Er lebte im Passeiertal und hatte ein Gasthaus. Er hieß allgemein der Sandwirt vom Passeiertal. Man kannte ihn in ganz Tirol als einen ehrlichen Mann. Als aber Napoleon Tirol den Bayern schenkte, mußten die Tiroler die alten Wappen verkaufen und bayrische kaufen. Die Tiroler wollten aber bei Österreich bleiben und kämpften mit Andreas Hofer als Führer gegen Napoleon. Der Sandwirt warf mit den Seinigen die Franzosen dreimal zurück. Erst das vierte Mal trugen die Franzosen den Sieg davon. Hofer

mußte auf eine Almhütte flüchten, denn auf sein Haupt war viel Geld gesetzt. In einer mond hellen Nacht hörte Dörninger das Auftreten beschlagener Schuhe. Im Anfang glaubte er, es sei Rehwild oder Gamsen. Da sah er schon einen Mann heranschleichen. Dieser legte das Ohr an die Türe und horchte. Dann sprach er zu einem der Schergen, die ihm folgten, es seien Leute drinnen. Die Krieger pochten mit dem Gewehrkolben an die Türe. Da plötzlich entstand Leben in der Hütte. Der Sandwirt wurde gebunden abgeführt. Am Wege warf ein rothaariger Mann aus einer Hütte Schnee in das Gesicht Hofers. Es war Raffl, der ihn verriet. Als sie in Mantua waren, wurde Andreas Hofer eingesperrt. Nach einigen Tagen kamen zwei Offiziere und verkündeten Hofer das Urteil: begnadigt zu Pulver und Blei. Am nächsten Tage wurde er hinaus auf den Richtplatz geführt. In dem Gange, der dorthin führte, waren viele Tiroler. Als sie Hofers ansichtig wurden, fingen sie zu weinen an. Andere versperrten ihm den Weg. Ein Greis fiel ihm zu Füßen und sprach: »Anderl!« Als sie am Richtplatz waren, hatte Hofer nur noch einen Wunsch: Man solle ihm auf sein Grab eine Schaufel Tiroler Erde legen. In dem Augenblick rief der Kommandant: »Feuer!« Die erste Salve traf nicht. Da sprach Hofer: »O, Franzosen, wie schießt ihr schlecht!« Erst der dreizehnte Schuß machte seinem Leben ein Ende.

Vermerke des Lehrers:

Sehr gut

Bis auf die Schrift sehr brav gearbeitet.

1925 (10 Jahre): Schularbeit zum Thema »Tirol und seine Menschen«

Die Beschäftigung der Bewohner Tirols.

Die wenigsten Tiroler betreiben Ackerbau. Denn wie können in einem Land, das aus Steinen und Wald besteht, Äcker sein? Dafür ist die Viehzucht sehr beliebt. Hoch oben auf den Bergen sind Almen und Sennhütten. Darauf weiden Kühe, Stiere und Ochsen. Der im Sommer (Johanni bis 15. September) zubereitete Käse und die Butter werden dann an Fremde verkauft, aber auch fortgeführt. Auch im Walde kann man verdienen. Die Holzknechte müssen schon im Frühjahr mit ihrer Arbeit beginnen. Sie müssen alle Bäume, die der Förster markiert, fällen. Die gefällten Bäume werden durch Wasserwiesen oder über Wände in Seen hinuntergelassen. Im Winter schnitzen sie allerhand Sachen oder machen Besen und Hackenstiele. Die meisten Häuser haben ein bis zwei Stockwerke, denn im Sommer kommen viele Fremde. Da werden die Zimmer im ersten und zweiten Stock vermietet. Auch im Winter kommen viele Fremde, hauptsächlich Schneeschuhläufer und Rodler. Die Tiroler wissen auch die Gebirgsflüsse auszunützen, sie bauen Turbinen, die erzeugen Licht und treiben Kreisel-pumpen und Mühlen an.

Recht gut gedacht! »Kehse«, »Behsen«, zeigen, daß du über den Gebrauch des »h« noch immer nicht nachgedacht hast. Siehe in der 1. Arbeit! Deine Schrift nur etwas gefälliger zu machen, scheint dir ganz überflüssig, vielleicht wirst du dich später einmal ärgern, wenn du täglich 20 Briefe in dieser Schrift lesen mußst.

gut.



! Liebes Christkind !

Du weißt daß ich mir noch alle Jahre etwas gewünscht habe, und es auch immer bekommen habe. Aber heuer wünsche ich mir etwas ganz anderes, nämlich:

- (Lichtensteinstraße)
- Eine Schachtel Amerikaner ... 1580 g.
  - " " Moccine ... 1380 g.
  - " " Gerben ... 1380 g.
  - Einen Trapper (kriechend) ... 1350 g.
  - Einen Indianer (kriechend) ... 1350 g.

Alserbachstraße: (Lichtensteinstraße)

Eine Schachtel R. Russen ... 38.

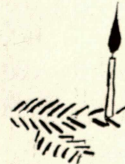
..... (.....)

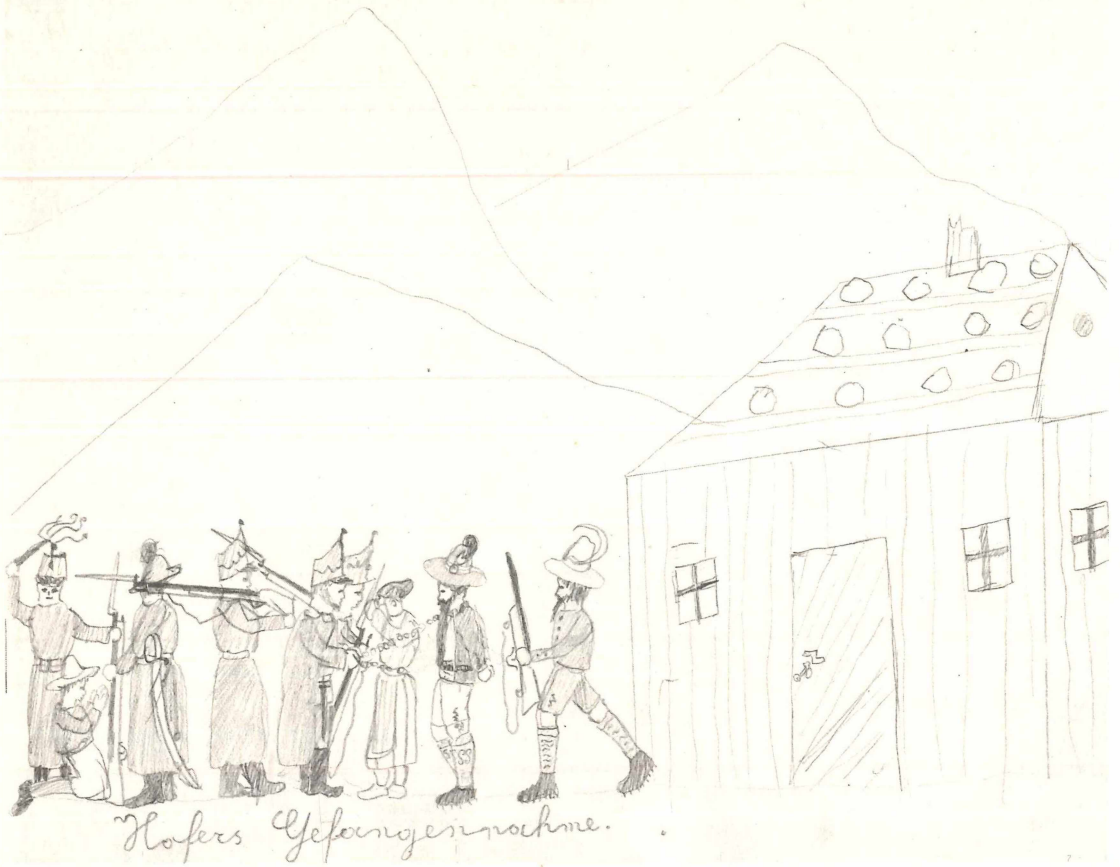
Chi .... ? (mit Bindung) (und Nymphenwiese)

Lichtensteinstraße.

3 Pfunde (Muffin) .....

Bitte bringe mir das alles!  
otto Pöckling.





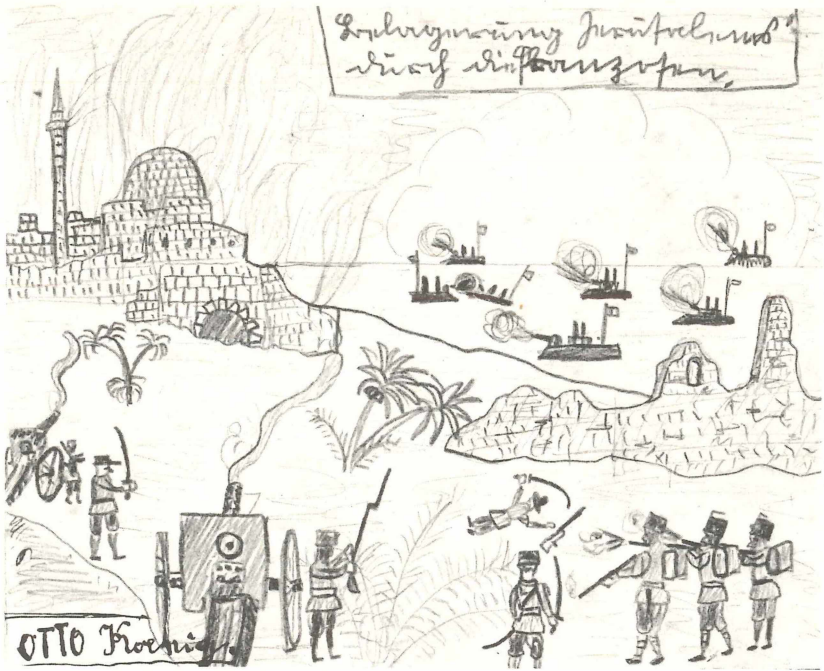
1925 (10 Jahre): Die Tiroler Freiheitskämpfe und die Gefangennahme Andreas Hofers waren wichtige Themen

Gewaltkämpfe.



1926 (11 Jahre): Alles Kriegsvolk und dessen Kleidung faszinierten den Buben sehr stark

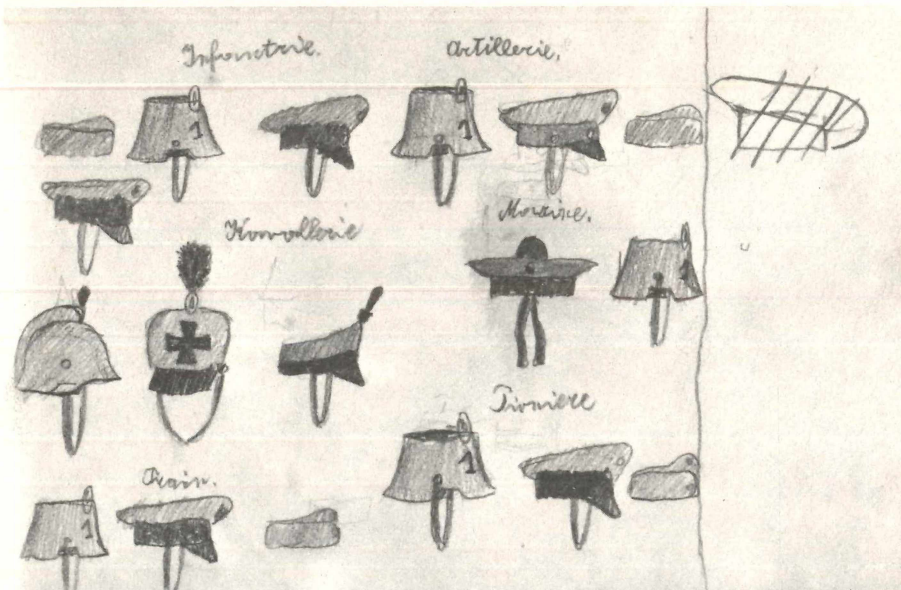




1926 (11 Jahre): Die Zeichnung geht auf aktuelle Kriegsberichte zurück, ist aber hinsichtlich Landschaft und Lage Jerusalems frei erfunden



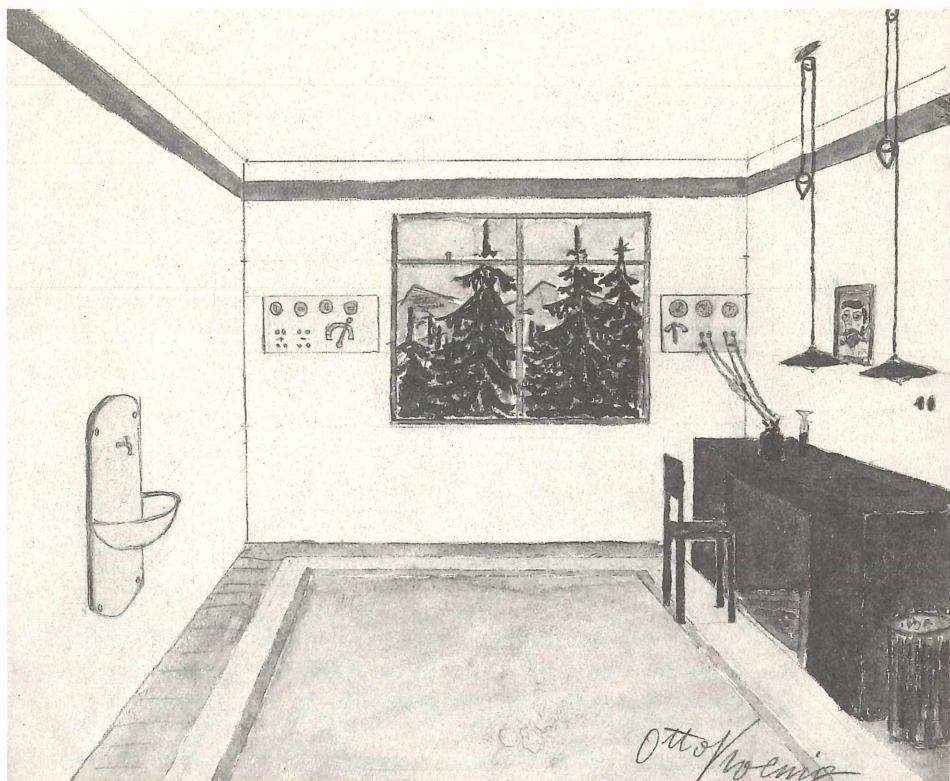
1926 (11 Jahre): Die Pfadfinder begannen Otto Koenig stark zu interessieren, doch war er noch nicht Mitglied und mit der Lagersituation kaum vertraut



1927 (12 Jahre): Entwürfe militärischer Kopfbedeckungen für eine fiktive Armee

1928 (13 Jahre): Entwurf eines in der Landschaft stehenden »Forschungsinstitutes« samt Dachglashaus . . .





... Innenansicht des »Instituts-Arbeitsraumes« mit Anklängen an den Schulphysiksaal ...

... Innenansicht des reichbepflanzten Glashauses im geplanten »Institut«, das Jahrzehnte später auf dem Wilhelminenberg weitgehend verwirklicht wurde



Samstag d. 30 XI. 1930 war Gruppenausflug.

An diesem Samstag hatte die Horde ein Geländespiel gegen die übrige Gruppe zu bestehen. Leo mußte bei unseren Gegnern mitarbeiten, da diese sonst zu schwach gewesen wären. Die Aufgabe war folgende: Jede Partei hatte ein den Gegnern unbekanntes Holz von zehn Schritt Durchmesser, in dem eine Schizacke versteckt war. Die Gegenpartei mußte dieses Holz finden und die Jacke zu ihrem eigenen bringen.

Als Holz erwählten wir uns ein altes Bahnwächterhaus an der Zahnradbahnstrecke süd des Hahlenbergs. Die Einrichtung desselben war zum größten Teil zerstört. Theo und Steffi blieben zur Verteidigung zurück während wir übrigen vier uns auf die Suche nach dem gegnerischen Holz machten. Wir fanden es allerdings nicht, dafür ~~aber~~ aber die Gegner doch unsere. Wir haben das Spiel glänzend verloren. Bei näherer Untersuchung des Bahnwächterhauses fanden wir einen kleinen Keller, der natürlich aufs genaueste untersucht wurde und ein schönes Stimmleisen, das in Hordenbesitz überging. Die Hütte war allem Anschein nach zuletzt von einem Einsiedler (an einem sehr begangenen Weg des Hahlenberges) bewohnt worden, da an den Wänden hinter sehr fromme Sprüche standen.





1931 (16 Jahre): Pfadfinder und Mittelsäger mit Küken, nach der Natur skizziert

1933 (18 Jahre): Schularbeit mit dem Wahlthema »Schutz den Tieren«, in der bereits leidenschaftlich gegen Zivilisationsgefahren, Übertechnisierung und Umweltzerstörung Stellung bezogen wird

17. II. 1933	<p>5. Schularbeit zur Wahl:</p> <p>1) Wie spiegelt sich die Persönlichkeit Klopstock in seinen Werken wieder?          2) Charakterzüge bei Heren.          3) Kunst der Heren!          Auswahl: 3.          Gliederung.</p>	<p>überall stringt die Zivilisation  <del>mit</del> vor, überall bricht sie          menschliche Kälber siegreich Bahn.          Ein schöner Tal? Stille, in <del>der</del> edlig          ruhige Unberührt heit * ragen die          Berggipfel? <del>Hätte</del> <del>Wälder</del> <del>man</del>          Dunkle Wälder und sonnendurch-          glänzte Höhen?          Hier findet man Petroleum, dort          ist das Gestein goldkörnig,          die Ausbeute <del>braucht</del> <del>Gold</del>          das Kapital braucht Geld.          Ein Rohmaterial wird aufgestellt.          Schmutziges Öl wird in den          Bank abgeliefert. * Stollen und          Gänge treibt man in die Tiefe,          Grube werden ausgetrocknet,          Wälder niedergehauen.          Das Kapital braucht Geld!          In stiller Kufisolenheit lebende          Menschen treibt man in Fabriken</p>
	<p>I. Einführung: Zivilisation und Tierreich.          II. Hauptteil: Worauf ist die Ausrottung der Tiere zurückzuführen und was wird dagegen getan?          III. Schluss: Meine Stellung gegenüber dem Tierreich.</p>	

macht  
heraus, und preist sie ihnen ~~aus~~  
für weniger Lohn, höhere  
Arbeitsleistungen. Das  
Kapitalist braucht Geld!

Das ist das Werk der Zivilisation,  
der Technik, des <sup>Kapital</sup>Wesens.  
Aber nicht nur der Mensch selbst  
wird unterdrückt, nein  
alles, alles was lebt, alles was  
nicht genügend Profit  
abwirft. Den Tieren nimmt  
man ihre Lebensbedingungen.  
Dieses Zugpferdgebiet muss ausge-  
trocknet werden. Es gibt in <sup>1000</sup> km<sup>2</sup>  
ja, & wenig Ackerboden gibt es,  
neue Prospekte für solche Flecken.  
Aber ein ~~Paradies~~ Tierparadies  
ist weniger. Ein Pflanzenparadies  
ist nicht mehr da. Der Reiter

Nutzen  
Profit

Profit

baum im Dreieckfeld nicht  
Fischerei, das schaumvolle fischen  
Kumpffallenwolk findet hier  
keine Lebensbedingungen,  
fort ziehen sie aus ~~den~~ ihre  
ungestaltlichen Heimat, fort  
in andere, noch unbesiedelte  
Gebiete. Doch eines Tages  
werden sie auch hier ausgekostet,  
auch von hier vertrieben.  
Einst gab es in der Schweiz  
eine Urart, den Waldkropf.  
Vor Jahrhunderten bestanden  
Nordlands Klippen Millionen  
von Riesenkühen. In Deutschland  
zog der Wisent und ~~schloß~~  
Sonnenschein herzte die Fischebänke.  
Wo sind sie heute? \*  
Verstärktes von Moten gefressenes  
Museum: ~~exemplar~~ „L'Etat de la faune  
Tivol's. Genkossa am. ~~am. ~~am. ~~am.~~~~~~“

Was helfen schöne Vorträge,  
was helfen „aufklärerische“ Bücher  
in „volkswirtschaftlichen Kreisen“ wenn  
es ~~den~~ laut Verrechnung vom  
Jahre 1883 gestartet ist. Eulen,  
Reiter, wieselföhne Raubvogel,  
Winger, Eulen und noch eine  
große Anzahl anderer ~~groß~~  
mittellicher oder wenigstens  
unschädlicher ~~die~~ Vögel das  
ganze Jahr hindurch ~~abwärts~~  
& und ihre Eier auszubringen  
fischer wird viel auf dem Gebiet  
des Menschens gesamt.  
Wintertunten, Aufhängen von  
Wintertunten, Tierärztliche  
Kliniken. Alles sehr schön  
und sehr gut, aber dazwischen  
dass wenn die Tiere ihre  
Lebensbedingungen ~~vergnügt~~  
und dazwischen dass man sie

kauf aus Forst- und jagd- und  
fischereiwirtschaftlichen Gründen  
oft sinnlos verfolgt, dagegen  
gibt es nach ~~der~~ fast gar nichts.  
Und die Naturschutzvereine  
sind noch herzlich ~~schwach~~.  
Das Tier- und Pflanzenreich  
hört sich durch fast ausende  
herlich und vollkommen erhalten.  
ohne dass es notwendig irgend  
Niemand ist früher mit Abschlussmaß-  
nahmen gekommen, niemand  
sagte: „Diese Tierart ist schädlich,  
sie muss ausgerottet werden.“  
Viel eher lebten die Tiere konnten  
alle Tiere leben. Erst seit ~~dem~~  
der Mensch ~~ragt~~ in die Natur  
eingreift & regelnd eingreift  
gibt sterben ganze Tierarten  
aus.

„hängt sicherlich konisch  
 wenn man in eine Zeit  
 wo Menschen ~~sch~~ <sup>ammunier</sup> ~~gegenständig~~  
 wurden, in einer Zeit wo  
 Millionen arbeitslos sind, wo  
 in vielen Ländern wüster  
 Terror herrscht, wenn man  
 in einem solchen Elend von  
 Trübsucht schreibt. Die Überzeugung  
 vieler Tiere ist jedoch Symbol  
 dieser wahnsinnigen ~~Reaktion~~  
~~ist~~ Symbol kapitalistischer  
 & Pflanzgen.  
 ja, ich bin & Trübsucht  
 ist begeisterte Trübsucht  
 aber ich ~~bin~~ ein Gegner  
 der ~~unmenschlichen~~ Gesellschafts-  
 ordnung, ein glühender  
 Gegner. Und darum  
 will ich <sup>mit den Worten</sup> ~~ausrufen~~  
 „Gehet alle Tieren,“

aber vorerst Gehet alle Menschen!“  
 Zufällig mögen meine Worte  
 1911.

22. 10. 1915, Otto Koenig genau 1 Jahr alt



1919, mit der Mutter



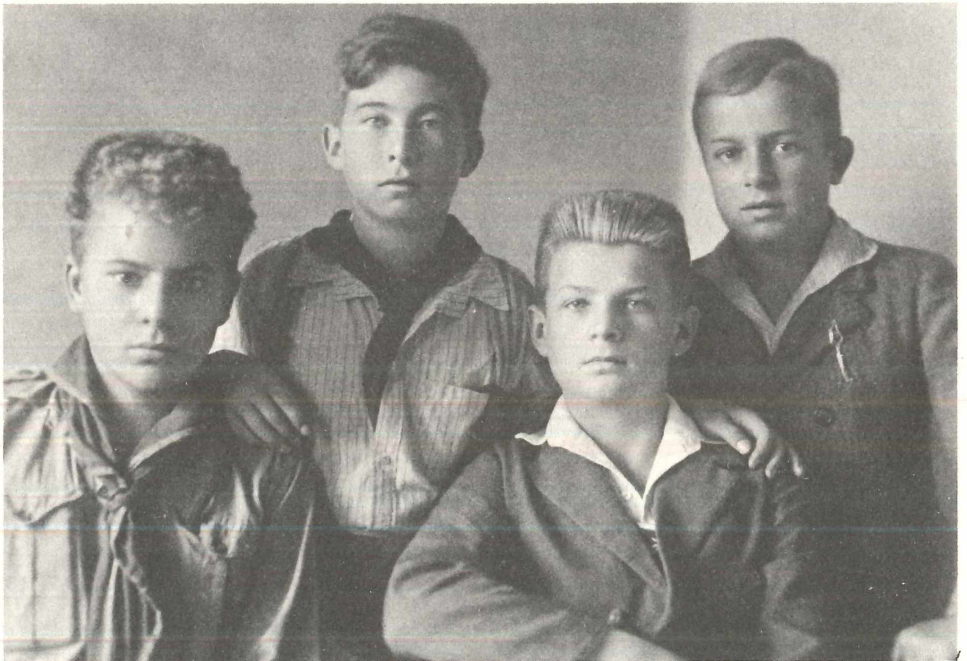


1923, als Volksschüler (hinten Mitte), etwas finster



1925, 1. Klasse Gymnasium (hinten rechts)

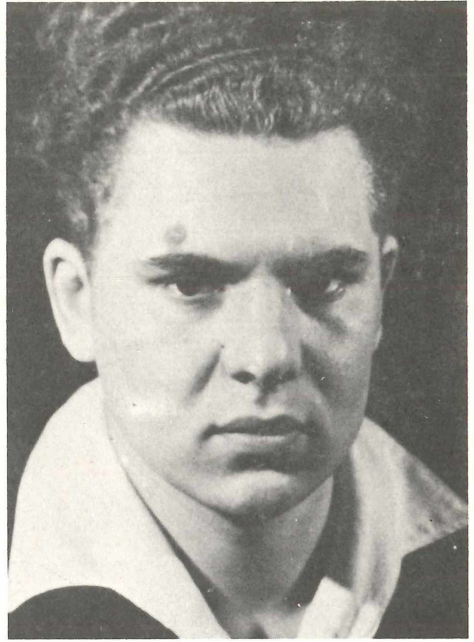
1926, mit Freunden (links) bereits in »Tracht«







1929, im Zeltlager beim Essen



1933, 1. Jahrgang Graphische Lehr- und Versuchsanstalt

1938, im Schilf des Neusiedler Sees

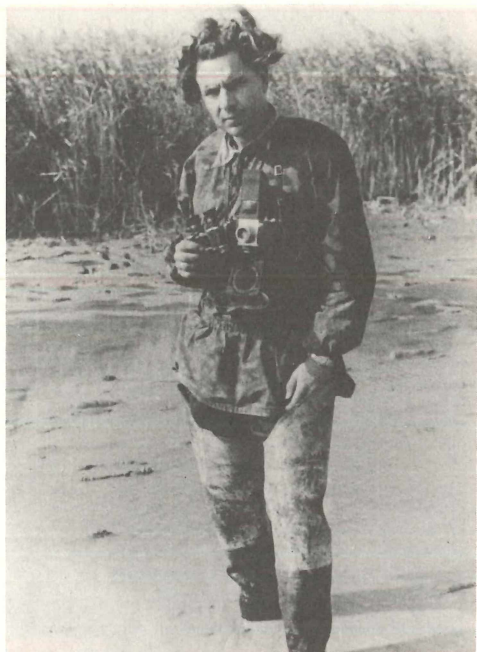


1946, Ehepaar Koenig auf dem Wilhelmminenberg



1941, Soldat in Rußland





1947, im Schilf des Neusiedler Sees



1951, Filmarbeit im Eschkel-See in Nordafrika

1965, im Wilhelminenberger Institut



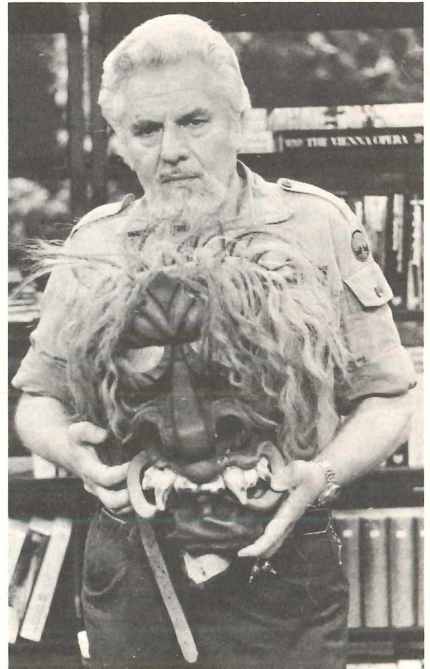


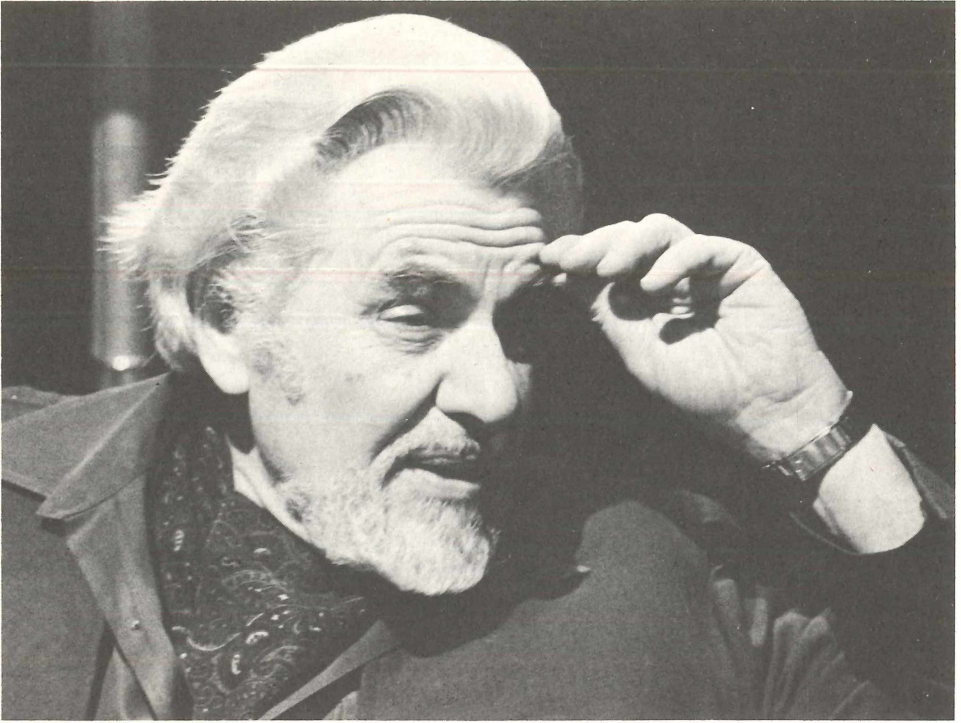
1965, Filmarbeit auf dem Wilhelminenberg

1979, Handhabung einer sizilianischen Marionette



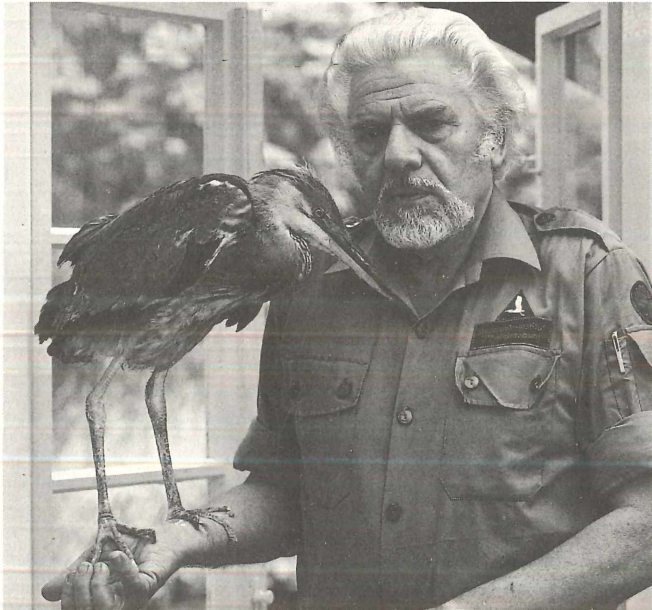
1980, mit Klaubaufmaske





1980, im Gespräch

1981, mit zahmem Graureiher



Die nun folgenden, aus Otto Koenigs Jugendzeit stammenden Aufsätze waren – neben vielen anderen – für Buchprojekte bestimmt, die aber wegen Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges nicht realisiert werden konnten. Es handelt sich also mit einer Ausnahme um bislang unveröffentlichte Manuskripte.

Die erste Geschichte »Neujahr« (1934/35), zum geplanten »Fahrtenbuch eines Vagabunden« gehörend, entspricht in ihrer lyrisch-romantischen Art ganz dem Geist der für Koenig in sehr starker Weise richtunggebenden damaligen Jugendbewegung, mit der sich sein großes Anliegen, nämlich die ornithologische Erforschung des Neusiedler Sees, in zwangloser und erfolgreicher Weise verbinden ließ. Der zweimal erwähnte »Kamerad« in der Schilfhütte ist niemand anderer als der nachmalige bekannte Verhaltensforscher und Nürnberger Zoodirektor Alfred Seitz, der damals als Student gerade für sein Rigorosum lernte. Man muß sich klar darüber sein, daß die Forscher jener Zeit weder über Geld noch Ausrüstung im heutigen Sinn verfügten und sich völlig in die örtlichen Gegebenheiten einpassen mußten. Koenig und Seitz zählten zu den ganz wenigen, die sich in die endlosen Rohrwälder hineinwagten und darin monatelang leben konnten. So stellte für die beiden auch das Verbringen der Neujahrsnacht in einer abgelegenen Schilfhütte durchaus kein ungewöhnliches Abenteuer dar.

## Neujahr

Es war so bitter kalt, daß man meinte, den Atem schneiden zu können. Durch die Ritzen und Fugen der engen Schilfhütte blies der Heidewind von Nord. Der Boden war hart, und die schmale Tür hatten wir nur notdürftig mit einem Büschel Kukuruzstroh verschließen können. Wir waren mit dem Boot den Rufen der Wildgänse nachgefahren über den breiten See. Nun lagen wir frierend da und zerkauten ein letztes Stück Brot. Sonst taten wir nichts. Oder doch – mein Kamerad las manchmal halblaut beim zuckenden Kerzenlicht aus einem Botanikbuch, und ich träumte.

Ich träumte so andächtig, wie man nur träumen kann, wenn man mitten in der Neujahrsnacht in einer einsamen Schilfhütte liegt, zu der ab und zu das Windesbrausen aus einem weitab liegenden Dorf ferne Musikketzen herüberträgt, die sich unter das Rufen der ziehenden Gänse mischen. Gegen Mitternacht begannen die Hirten mit ihren Peitschen zu knallen.

Ich träumte vom Schnee. Ja, irgendwo mußte jetzt Schnee liegen. Vielleicht auf einem hohen Berg, über dem sicher auch Sterne leuchteten – oder vielleicht der Mond? Ich weiß es nicht – ich sah seit Wochen nur mehr Grau.

Man müßte mit den Schiern aufwärtssteigen durch weißen Pulverschnee, unaufhörlich aufwärts. An nächtlichen Wäldern vorbei, oder auch mittendurch. Dann würde es manchmal rätselhafte Kühle niederstäuben von einem entlastet hochschwingenden Ast. Und alles wäre still, so feierlich still. Nur die Bindungsriemen würden knirschen, und leise tönte das gleichmäßige Voreinander der schleifenden Bretter. Lichter im Tal? Am nächsten Waldhang sind sie verschwunden. Nichts wäre mehr als der Berg, der Schnee, die Nacht.

Dann müßte man eine Tanne finden, eine ganz kleine Tanne, von der man nichts sieht als eine große weiße Haube mit etwas Grün darunter. Man müßte ein wenig Schnee von ihr herunterschütteln und Kerzen an ihre Zweige stecken, zwölf rote Kerzen. Rot wie das Leben, die Liebe – wie das Blut, wenn du willst. Man würde sie entzünden, und plötzlich breitete sich ihr heller Schein um das Bäumchen mitten im verschneiten Wald. Das Bäumchen wäre mit

einemmal erwacht zu einem lebendigen Wesen, das fühlen kann wie du, das deine Einsamkeit mit seiner strahlenden Wärme durchbricht und lindert.

Man würde stehen und schauen und warten. Vielleicht auf ein Wunder – vielleicht auch nur auf das Niederbrennen der zwölf roten Kerzen. Rot wie das Leben, die Liebe – kannst du es wissen? Und dann müßte man sich einen Ruck geben und sich losreißen von dem wärmenden, sterbenden Glanz, Abschied nehmen von dem Kameraden Bäumchen und talwärts fahren durch wirbelnden Schneestaub über Wiesen und Hänge, alles vergessend. Ja, dann wäre alles neu, wie das Jahr . . .

Hat der Wind die Kerze verlöscht? Oder schläft mein Kamerad? Es ist so bitter kalt in dieser Neujahrsnacht, so einsam und dunkel . . .

---

*Auch diese 1936 entstandene, für das »Fahrtenbuch eines Vagabunden« bestimmte Geschichte »Speck« ist nur aus der Zeit heraus zu verstehen. Im Seewinkel trat immer wieder Schweinepest auf, und namentlich die sehr armen Kleinbauern schlachteten ihre Schweine möglichst vor dem Krankheitsbefall. Fotografie war in diesem Gebiet damals noch Seltenheit, und so kam es denn zu dem Tauschhandel Fotos gegen Speck. Da der Autor aber selbst absolut geldlos war, bildeten solche Ereignisse eine willkommene Subvention seines ornithologischen Tatendranges und zugleich Stimulierung der guten Laune.*

## Speck

Speck ist gut – sogar sehr gut. Ich meine geschnitten und aufs Brot gelegt mit ein bißchen Salz dazu. Rein zu schmatzen könnte einer anfangen. Die Eskimos, hab ich mir sagen lassen, stopfen sich den Mund ganz voll damit, und was draußen bleibt, schneiden sie dann mit dem Messer ab – den rohen Seehundspeck. Bei uns kriegst du geselchten Schweinespeck.

Ich lebte da einmal in einem Seewinkeldorf, der Raoul war mit von der Partie. Wir wollten Vögel fotografieren. Die Bauern aber sagten von sich: »So schön wie Säbelschnäbler san mir a« und wollten geknipst werden. Weil ich einigermaßen höflich bin, kann ich manchmal nicht nein sagen. Zum Schluß sollten wir ihnen dann aber auch Bilder geben.

»Ja, lieber Herr, so ein Bild kostet Geld.«

Geld hatten sie keines, dafür aber Speck.

»Aber bitte, mit Vergnügen!«

Und so bekamen wir Speck. Vom Müllner, vom Moser, vom Horvath und vom Ihasz, vom Greiner und vom Schwarz, vom Schmied, vom Ertely und und und . . . Das konnte nicht ohne Wirkung auf unseren Speisezettel sein, der sich bald folgendermaßen darbot:

Morgens: Speck mit Brot.

Mittags: Speck mit Brot.

Abends: Speck mit Brot.

Zwischendurch: Speckbrot.

Den ersten Tag, den zweiten, den dritten, den vierten . . . Sieben Tage sind eine Woche und vier Wochen ein Monat. Zwei Monate blieben wir in der Gegend. Als wir heimfuhren, hatte jeder zwei Kilo Speck im Tornister.

Im Jahr vorher war Schweinepest gewesen, und da mußte eben manches der netten Grunztierchen notgeschlachtet werden. Was nämlich nicht rechtzeitig ins Jenseits befördert wurde, starb früher oder später aus eigenem Antrieb. So beeilte man sich mit dem Schlachten, und es ist daher durchaus verständlich, daß sich in den Rauchfängen des Dorfes gewaltige Speckmassen anhäuften. Und sonntags strömten die Bauern nach dem Kirchengang in hellen Scharen zum Naturalhandel mit Raoul und mir. Männer, Greise, Kinder, Frauen, Mädchen. Unsere Geschäftsregeln lauteten folgendermaßen:

1. 20 Dekagramm Speck = eine Aufnahme und ein Abzug im Format 6×9 Zentimeter.
2. Jedes weitere Bild = 10 Dekagramm Speck.
3. Für größere Formate Speckaufschlag nach freier Vereinbarung.
4. Brot ist dem Speck beizulegen.

Mit der Zeit bekamen wir Übung. Sowohl in der Porträtfotografie als auch im Speckessen. Ich knipste, Raoul sammelte ab. »Danke, der Nächste bitte . . .« Unsere Vorräte türmten sich.

»Setzt man das Messer etwas schräg zur Schwarte geneigt knapp zwischen dieser und der Speckschicht an, so geht bei dem die beiden voneinander trennenden Schnitt von der dem Genuß zuzuführenden Quantität nichts verloren.« Diesen von uns geprägten Lehrsatz finde ich recht anschaulich und ökonomisch.

Bald vertieften sich unsere Kenntnisse derart, daß wir die einzelnen Bauern dem Geschmack nach unterschieden: »Der ›Salzige‹ hat einen recht interessanten Kopf . . . Dem ›Zähen‹ sind wir noch ein Bild schuldig . . . Der ›Halbrohe‹ ist ein netter Kerl . . .«

Jawohl, so sprachen wir damals zufrieden, und auch einen Sport legten wir uns zu – einen ganz individuellen. Wir steckten alle Schwartenstückchen sorgsam an die Innenwand unserer Hütte. Es war eine der kleinen Schilfhütten, wie sie überall in der Heide zu finden sind als Regen- und Sonnenschutz für Bauern und Feldhüter. Aber auch in anderen Hütten wurde dieser Wandschmuck von uns angebracht – wir waren ja oft genug in der Gegend unterwegs.

Rund ein halbes Jahr später geschah es dann, daß mich ein Bekannter folgendermaßen ansprach:

»Sagen Sie – Sie sind doch Fachmann für Neusiedler-See-Angelegenheiten – ist es ein Bauernbrauchtum im Seewinkel, in die Hüterhütten Speckschwarten zu stecken, ich meine so von wegen Erntedank oder Fruchtbarkeitszauber . . .?«

»Ja«, antwortete ich, »doch, doch – für jedes Foto nämlich, das einer daheim hat, deponiert er eine ebensogroße Speckschwarte in seiner Feldhütte – wollen Sie noch etwas wissen?«

---

*Die beiden folgenden, 1937 in der Situation des sehr diktatorisch und konfessionell ausgerichteten Ständestaates abgefaßten Artikel sind Teil von Otto Koenigs Pfadfinder-Feldmeisterarbeit. Sie waren aber darüber hinaus im Sinne eines Jugendführerbuches konzipiert. Die gesamten Jugendorganisationen sollten damals vom Staat her nach Konfessionen aufgeteilt, ihre Führer von der Obrigkeit ernannt oder bestätigt werden. Die Trennung zwischen Christen und Juden war bereits angeordnet. Der Autor wandte sich ganz offen dagegen und legte diese seine Meinung in den beiden Abhandlungen nieder. »Religion und Jugendbewegung« stellt die vorgeschriebene Fragebeantwortung im Rahmen der Feldmeisterarbeit dar, »Der biologische Inhalt des Führerbegriffes« ist ein aus Eigeninitiative zusätzlich geschriebenes Kapitel, das bereits sehr stark durch die Lorenz-Vorlesungen beeinflusst ist.*

## *Religion und Jugendbewegung*

Die religiöse Erziehung in der Jugendgruppe ist notwendig, und ohne sie wird keine wirklich gute Gemeinschaft bestehen können.

Ich weiß, religiöse Erziehung ist bei vielen verpönt. Schuld daran trägt aber nicht die Religion, sondern die Tatsache, daß man sie mit Konfession verwechselt. Schon in der Schule heißt der Konfessionsunterricht »Religionsunterricht«. Jede Konfession erhebt selbstverständlich in ihrer Selbstbewußtheit den Anspruch, »die Religion« zu sein. Konfession ist bei verschiedenen Völkern verschieden, Konfession ist zeitbedingt, sie ist nur ein Kleid der Religion. Konfessionalität kann, wie die Geschichte lehrt, zu Spaltung, Zwietracht und Streit führen. Religion dagegen ist das Große, das Einigende im Dasein der Menschheit. Wenn wir Kameraden irgendwo in einem dunklen Wald ums Feuer sitzen, wenn wir ganz still in die knisternden Flammen blicken, so liegt darin Besinnlichkeit, Versenkung – Religiosität.

Die Jugendbewegung will und darf nicht Schule sein. Sie braucht ganz andere, eigene Formen; nur dann hat sie Lebensberechtigung. Vor allem darf aber wahre Jugendbewegung nicht nach Rassen oder Konfessionen trennen – Jugendbewegung muß jeden Kastengeist überwinden. Wir Jugendführer wollen nicht Schulnachhilfeunterricht erteilen, indem wir Dinge durchpauken, die in der Schule ohnedies Lehrstoff sind – wie eben auch die Glaubensregeln der verschiedenen Konfessionen. Würde es den Lehrern in der Schule gelingen, die Jugend im totalen Konfessionsglauben zu erziehen, dann bedürfte es keiner Jugendbewegung mehr. Aber diese Totalität liegt den Buben und Mädeln nicht. Von sich aus aufgeschlossen sind sie jedoch für eine aus tiefstem Inneren kommende Religiosität. Worin soll nun die religiöse Erziehung in der Jugendgruppe bestehen?

Zuvor noch einige Worte über den Jugendführer selbst:

Es ist nicht so, daß die Jungengemeinschaft sich einen Führer wählt, sondern die Gemeinschaft hat sich allmählich, bewußt oder unbewußt, um einen Führer kristallisiert. Wie entstehen denn all die wilden Gruppen, die Bubenhorden auf Straßen und Plätzen? Irgendein Junge ist besonders stark, irgendeiner kann besonders gut fußballern, schwimmen, radfahren, laufen oder Äpfel stehlen. Er wird von seinen Kameraden bewundert, mit ihm will jeder befreundet sein, so wie er wollen sie alle sein – und schon hat sich die Gemeinschaft um ihn zusammengeschlossen. In ihr haben wir die Urform der Jugendbewegung vor uns. Ein Unterschied zwischen dem echten Jugendführer und jenem Anführer von der Straße besteht allerdings, und zwar der, daß der Jugendführer über dem Niveau seiner Jungen steht und das ihre zu heben sucht. Ein Baustein dafür ist das behutsame Erwecken und Pflegen der natürlichen Neigung zur Religiosität.

Ich erzähle also meiner Bubengruppe beispielsweise vom Aufbau eines Atoms, wie die Elektronen um den Atomkern kreisen. Ich erzähle ihnen vom Weltraum, von den Bahnen der Sterne, vom Sonnensystem, das vielleicht ganz ähnlich aufgebaut ist wie das kleine Atom. Ich erzähle ihnen, daß es noch viele, viele solcher Systeme gibt, endlos aneinandergereiht, ineinander verwoben – unfaßbar, unbegreiflich für uns Menschen. Und vielleicht ist unser Sonnensystem wieder nur ein kleines Atom einer anderen unermeßlich größeren Welt. Ich erzähle von den Naturgesetzen, denen alles unterworfen ist, erzähle, wie sich alles Leben entwickelt hat durch unzählige Jahrmillionen, vom einzelligen Protoplasmaklumpchen bis hinauf zum komplizierten Zellenstaat des menschlichen Körpers.

Die Bahnen der Gestirne sind Spiralen. Auch die Entwicklung des Lebens, die Geschichte der Menschheit und des einzelnen Menschen verläuft in Spiralen: Alles wiederholt sich auf



höherer Ebene! Eine der frühesten grafischen Darstellungsformen des Menschen war die Spirale. Ist das nicht unermeßlich schön? Liegt da nicht tiefstes Geheimnis verborgen?

Der menschliche Körper ist ein Wunderwerk in all seinen tausend Funktionen. Immer wieder entstehen neue Menschen, und immer wieder ist es der gleiche, den uralten Gesetzen gehorchende Mechanismus. Jeder Mensch macht sehr verkürzt in seiner körperlichen Eigenentwicklung die bisherige Evolution des gesamten Lebensstammbaumes durch. Erweckt dieser Gedanke nicht tiefste Religiosität?

Unzählige Beispiele für solch andächtigtes Nachsinnen ließen sich aufzählen: Der Begriff der vier Dimensionen, das ewig gesetzmäßige Wachsen der Kristalle und vieles mehr. Es mag einer sagen, die Buben verstehen das nicht, es ist ihnen das alles zu hoch. O nein! Wenn ein Junge nach etwas fragt, dann versteht er auch das Tiefste, das Religiöse im Gefragten. Wäre er nicht fähig, das Problem zu begreifen, so würde er sich nicht damit beschäftigen und dann eben auch nicht fragen.

Selbstverständlich muß man den Buben alles in geeigneten Formen, in ihnen geläufigen Worten erzählen. Eine große Rolle spielen hier Vergleiche und Bilder. Wenn ich sage, es besteht die Möglichkeit der Existenz einer höheren Macht über unseren Welten, so wird diese abstrakte Vorstellung dem Jungen gar nichts bedeuten. Ganz anders aber, wenn ich folgenden Versuch schildere: Wir geben einem Flußkreb in sein Gleichgewichtsorgan anstatt der Kalkkörnchen Eisenfeilspäne. Bringen wir nun in seine Nähe einen Magnet, so wird er diesem brav nachlaufen, wird sich, wenn der Magnet über ihm ist, auf den Rücken legen – kurz, er wird nach unserem Willen herumtanzen. Dabei »glaubt« er aber, alles nach eigenem Willen zu tun, hält seine Bewegungen für selbstverständlich und normal, denn er weiß ja nichts von der magnetischen Kraft. So ist es vielleicht auch mit uns Menschen, wir glauben vieles freiwillig zu tun und gehorchen dabei doch den Einflüssen unbekannter Kräfte. Das wird jeder Junge ohne weiteres verstehen und auch gerne aufnehmen – weil das gegenständliche Beispiel ihn fesselt.

Und noch eins:

Ich kann nicht als Jugendführer in das Heim kommen und sagen: »So, jetzt machen wir religiöse Jugendziehung.« Ganz im Gegenteil! Die Buben müssen von selber kommen und nach solchen Dingen fragen. Und sie kommen gewiß! Aber nicht in der angetretenen Formation, nicht an einem Heimabend zwischen Spielen und Singen, zwischen Lernen und Erzählen. Nein! Irgendwann, zufällig – wie es sich gibt – am Abend, wenn wir alle ums Lagerfeuer sitzen, wenn wir unser zwei oder drei gemeinsam Nachtwache halten, wenn wir im Zelt liegen und auf das Einschlafen warten. Aber vielleicht auch im Heim nach einem Ausflug, wenn wir uns noch in eine dämmrige Ecke hocken, nur um der Gemeinschaft willen.

Die Jungen fragen nicht alle zugleich, sie fragen nicht laut, o nein! Heute der, morgen der – leise – der Freund den Freund.

## *Der biologische Inhalt des Führerbegriffes*

Um das Leben, unsere gesamte Umwelt zu verstehen, ist es notwendig, die Entwicklung des Lebens, der Umwelt kennenzulernen. Wir können nicht über ein Bauwerk urteilen, wenn wir weder seinen Baustoff kennen noch die Zeit, aus der es stammt. Und wir können nicht über die Eigenarten eines Menschen urteilen, wenn wir nicht wissen, wie er zu diesen gekommen ist. Ebenso ist es zum Studium hochentwickelter Organismen unerlässlich, sich mit dem

biologischen Entwicklungsgang von den Anfängen her vertraut zu machen. Und diesen biologischen Entwicklungsgang sollten wir in allen Fragen des Lebens zu erkennen suchen, um zu einem tieferen Verständnis der vorhandenen Probleme zu gelangen.

Das Gehirn ist die Führungszentrale des Körpers. Und der Jugendführer ist das lenkende, leitende Gehirn seiner Gemeinschaft. Aus dieser Perspektive müßten in ihren speziellen Aufgabenbereichen zwischen Gehirn und Führer Parallelen zu finden sein, die vielleicht wertvolle Aufschlüsse über den Inhalt des Begriffes »Führer« geben können.

Die einzelne kleine, selbständige Zelle, zum Beispiel das Pantoffeltierchen oder die Amöbe, kann alles. Sie kann fressen, verdauen, kann negative und positive Reize wahrnehmen beziehungsweise darauf reagieren, und sie kann flüchten und sich vermehren. Der Weg der Höherentwicklung ist zugleich ein Weg der Komplizierung. Aus den Einzellern werden Mehrzeller. Da gibt es Tiere, die wohl schon mehrzellige Organismen darstellen, deren Zellen aber noch selbständige Lebewesen sind, die nur im Rahmen einer Gemeinschaft bestimmte Aufgaben übernommen haben: Die Zellen beginnen sich im Interesse einer Gesamtheit verschieden zu spezialisieren. Jedes Einzelwesen »weiß«, was es zu tun hat, und wird zeitlebens diese Tätigkeit und keine andere ausüben.

Eine ähnliche Organisation sehen wir auf weit höherer Ebene im Bienen- und Ameisenstaat. Jedes Einzelindividuum hat seine bestimmte, genau umrissene, ihm angeborene Funktion, die es zum Nutzen der Gesamtheit ausübt. Die »Königin« ist keine wirkliche Königin, sondern nur jenes Einzelindividuum, dem die Fortpflanzung obliegt. Bienen- und Ameisenstaat sind im Grunde führerlose Staaten, genau wie die niedrigen Mehrzeller als sogenannte »Reflexrepubliken« führerlose (gehirnlose) Organismen sind.

Im weiteren Entwicklungslauf tritt die Zelldifferenzierung immer stärker hervor, große Zellgruppen werden zu hochspezialisierten Organen, die wohl außerordentlich leistungsfähig sind, dafür aber auch in hohem Maße abhängig werden von der Tätigkeit der übrigen Körperorgane. Das Lebewesen wird zur unteilbaren Einheit, zum Individuum.

Die langsame Erweiterung und Komplizierung des Zellenstaates, auch die Herausbildung immer mehr spezialisierter Organe wie zum Beispiel Fangeinrichtungen, Freßwerkzeuge, Verdauungsapparat usw., verlangt aber auch eine Zusammenordnung dieser Organe, eine Verbindung untereinander. Für diese Aufgabe spezialisierten sich abermals bestimmte Zellgruppen, es entstanden die Nervenstränge. Diese wiederum bekamen an verschiedenen Stellen Verdickungen, sogenannte Ganglien, kleine Zentralen. Da im einzelnen Nervenstrang in regelmäßigen Abständen mehrere solcher Ganglien auftreten, sprechen wir von »dezentraler Leitung«. Allmählich aber, parallel mit der Höherdifferenzierung und Spezialisierung, geht die Leitung des Gesamtorganismus auf ein zentrales Ganglion über, und aus dem wird letztlich das Gehirn. Der Führer der Zellgemeinschaft ist da.

Diese Entwicklung hat sich unendlich langsam in kaum meßbaren Zeiträumen abgespielt und erstreckt sich über unzählbar viele Generationen verschiedenster Tierarten – in allmählicher Evolution, nicht Revolution. Solche Entwicklungen gehen unmerklich vonstatten, es gibt keine Einschnitte und Grenzen, es gibt nur Übergänge. Die Tierwelt um uns stellt durchwegs Nebenäste dieses Entwicklungsstammes dar, die auf den verschiedensten Höhen der Gesamtentwicklung abzweigten. So können wir denn auch, was die Entstehung des Gehirnes betrifft, vom niedrigsten nervenlosen Einzeller bis zum Menschen mit seinem maximal ausgebauten unvorstellbar komplizierten »Zentralbefehlsstand« alle möglichen Zwischenstufen beobachten. Da gibt es viele Lebewesen, für die das Gehirn (bzw. auf niedrigerer Stufe das einfache Zentralganglion) noch lange nicht die entscheidende Bedeutung hat wie etwa für höhere

Wirbeltiere. Ein geköpfter Frosch vermag noch stundenlang zu leben, ja sogar zu hüpfen und sich (ohne Gehirn!) mit den Hinterbeinen ätzende Säuren vom Körper zu wischen. Eine enthirnte Schildkröte lebt noch ohne nennenswerte Funktionsstörungen viele Tage, und einem Flußkrebis fällt es wohl gar nicht weiter auf, wenn man ihn seines Zentralganglions beraubt. Aber – und das soll der für uns entscheidende Versuch sein: er überfrißt sich. Er verliert das Gefühl für »satt«. Er ist hungrig, frißt, frißt, frißt – solange, bis er daran stirbt.

Der gehirnlose Krebs frißt also hemmungslos. Hemmungslos ist aber auch zum Beispiel ein betrunkenere Mensch, dessen graue Gehirnrinde durch den Alkohol in ihrer Funktion gestört ist. Demnach käme dem Gehirn unter anderem auch die Funktion eines Hemmorgans zu. Es treibt die Bewegungen und Handlungen nicht zum Exzeß, sondern es bremst ihren Ablauf im geeigneten Augenblick. Diese Tatsache beweisen noch zahlreiche andere Versuche, deren Aufzählung hier allerdings zu weit führen würde.

Wir haben gesagt, Führer ist gleich Gehirn, Gehirn ist gleich Hemmorgan – folglich muß auch der Führer Hemmorgan sein. Beispiel: ein Wolfsrudel. Der Leitwolf drängt in bestimmten Situationen sein Rudel mit Schnappen und Beißen zurück. Nicht um als Rudelführer zu brillieren, sondern weil die ganze Meute zu überstürzter Handlung drängt. Der Leitwolf bremst in diesem Fall. Freilich eine angeborene, in ihrer Zweckmäßigkeit aber bewundernswerte Leistung.

Noch ein Beispiel: eine Horde Buben beim Spiel. Erst geht alles gut, jeder ist mit Eifer dabei. Plötzlich, nach dem soundsovielten Spiel, wird dem einen fad. Beim nächsten Spiel fällt wieder einer aus und wendet sich einer anderen Beschäftigung zu. Und so geht es weiter, bis auch der letzte Spielbegeisterte die Sache sein läßt. Die Bubenhorde hat sich überfressen, sie ist geplatzt wie der gehirnlose Flußkrebis. Es fehlte das Hemmorgan, es fehlte der Führer, der den Höhepunkt erkannt und im geeigneten Moment abgepiffen hätte, um eine andere, völlig neue Tätigkeit zu beginnen.

Die führerlose oder schlecht geführte Gruppe wird geschlossen auf einen Ausflug gehen und zersprengt in kleinen Trupps heimkehren. Sie wird am Badeplatz so lange in der Sonne liegen bleiben, bis die Mehrzahl der Leute einen Sonnenbrand hat und raunzend heimgeht – sie wird alles bis zur Übersättigung, bis zum Platzen tun. Es fällt nicht schwer, eine Gemeinschaft für etwas zu begeistern. Aber sehr schwer ist es, sie im richtigen Moment, gerade dann, wenn noch alle mit Feuereifer dabei sind, abzubremsen und auf ein anderes Ziel umzupolen. Das ist die Kunst des Führers, das ist seine Funktion als Gehirn, als Hemmorgan.

Dieses Abbremsen ist ungeheuer wichtig. Man erinnert sich zum Beispiel nur an solche Speisen gern, an denen man sich nicht überessen hat, und man freut sich auch nur auf solche. Gute Erinnerung an das Vergangene und Freude an der nächsten Zukunft sind überall wesentliche Elemente einer gedeihlichen Gemeinschaftsarbeit.

Nicht der ist als Führer geeignet, der in seinen Heimabenden 30 bis 40 »Teilnehmer« zählt, die dauernd wechseln, sondern ausschließlich jener, der eine kleine, aber gleichbleibende und begeisterte Gemeinschaft aufbaut. Er imponiert nicht durch goldene Streifen oder kraft einer besonderen Rangposition – nein, er imponiert durch irgendwelche Fähigkeiten, durch sein Auftreten, durch seine Erscheinung, seine Überlegenheit. Die Buben folgen freiwillig, weil sie ihn als Führer anerkennen. Das »Ich« des Führers wird zum »Ich-Ideal« der Geführten. Völlig fehl am Platz hingegen ist jener Typus, der immer hinter seiner Gruppe her sein muß, um sie vorwärts zu jagen. Er ist nicht Führer, sondern Antreiber. Verleiht man ihm die nötige Macht, so werden ihn seine Leute fürchten – erstrebenswertes Vorbild kann er niemals sein.

Doch auch das so wichtige Hemmen darf nicht mit zwingender Gewalt geschehen. Der Führer muß sein Ziel einerseits durch persönliche psychische Stärke, andererseits durch geschicktes Ablenken erreichen. Führen ist keine Frage der Befehlsgewalt, sondern eine Frage des Einfühlungsvermögens, der Anpassungsfähigkeit an psychische Eigenarten anderer, und vor allem eine Frage des vorlebenden Beispiels. Dieser letzte Faktor ist so wesentlich, daß er sogar den Zeitpunkt bestimmt, an dem der Jugendführer aus der konkreten Jugendarbeit, also aus seiner Gruppe ausscheiden muß.

Vorbild ist Vorleben. Die Gruppen bestehen aus Buben und Mädeln bis zu etwa 16 Jahren. Will ich als Führer ihnen Vorbild sein, dann müssen sie mich zum einen Teil so sehen, wie sie selbst gerne sein möchten, und zum anderen Teil so, wie ich sie gerne hätte. Ein Vorbild ist in der Jugenderziehung nur dann von Bedeutung, wenn es dem Jugendlichen irgendwie erreichbar scheint – selbst wenn es in der Realität letztendlich unerreichbar ist. Unerreichbar deshalb, weil der Jugendführer es, kaum merkbar für die Gefährten, stetig langsam höherschrauben wird. Der Führer darf nicht, auf irgendeinem hohen Gipfel ruhend, seinen mühsam aufwärtsstrebenden Leuten gute Ratschläge zurufen, sondern er muß mit ihnen gehen – und doch ein oder zwei Schritte voraus. Das Wesen des Jugendführers besteht darin, daß er sich an die Zeit, als er selbst im Alter seiner Buben oder Mädeln war, genau erinnert. Diesen seinen eigenen Entwicklungsweg muß er ihnen nun vorangehen. Immer ein Stück vor ihnen, immer unmittelbares, erstrebtes Ziel, aber wegen des kleinen, vorwärtsgetragenen Abstandes doch nie erreichbar.

Es handelt sich nicht darum, der Jugend Wegschwierigkeiten zu ersparen, Pfade abzukürzen oder gar breite Straßen zu errichten, sondern einzig und allein darum, einen erstrebten Gipfel, ein lohnendes Ziel zu weisen, das ein gewisses, im Erwachsenenleben notwendiges sozialetisches Niveau verkörpert. Dieses Ziel und den Weg dahin muß der Jugendführer kennen, diesen Weg muß er bis zum Ziel vorleben können. Das ist die unabdingbare Forderung an den Jugendführer.

Man muß sich aber auch klar sein, daß die Aufgabe des Vorlebens, des Vorangehens, das Ende der Jugendführertätigkeit bestimmt. Für jeden kommt einmal die Zeit, wo er diesen geschilderten Jugendweg nicht mehr gehen kann, wo er für sich mehr Rechte und Freiheit beanspruchen muß, als seine Gruppe ihm zu gewähren bereit ist. Ein nur scheinbares Miteinander, hinter dem die grundsätzliche Trennung von Privat- und Gruppenleben steht, gibt es für den Führer jedenfalls nicht, denn Jugend ist überaus hellhörig für solche Täuschung und äußerst kritisch. Sie ist ständig bereit, jenem Menschen, der ihr Ich-Ideal darstellt, wegen geringster Verstöße den eben noch verliehenen Glorienschimmer von der Stirn zu reißen. Es geht dem Jugendführer dann wie Rudyard Kiplings altem Leitwolf Akela, dessen Schultern, dessen Fang zu schwach geworden sind, die Meute zurückzuhalten. Die jungen Wölfe knurren, sie beißen und zerfetzen den alten, ermatteten Leitwolf, um über ihn hinwegzustrümen.

Es ist nicht wahr, das Sprichwort: »Man ist so jung, wie man sich fühlt.« Der Führer, der nicht mehr so leben kann, wie er es von seinen Leuten verlangt, der muß gehen, so munter er sich auch noch wähnt, so gern er auch noch bliebe. Vorher aber muß er sich seinen Nachfolger herangebildet haben, der so tüchtig sein soll, daß er ihn, den alten Führer, im gegebenen Augenblick verdrängt. Nicht jene Gemeinschaften sind gut, die mit dem gealterten Führer fallen, sondern diejenigen, die aus seinem Scheiden neue Lebensimpulse schöpfen. Für jeden Führer kommt die Zeit, abzutreten. Er muß sie erkennen und nützen, bevor er totgebissen wird – totgebissen wie Akela, der alte Wolf aus dem Dschungelbuch.

*Ganz von der Romantik der Jugendbewegung und ihrer Literatur beeinflusst, schrieb Otto Koenig 1939 die folgende Geschichte. Er träumt darin von einer Begegnung, deren Realitätsgehalt freilich nur verstehen kann, wer allein monatelang in den damals völlig einsamen Rohrwäldern des Neusiedler Sees gezeltet hat. Auch Koenigs Pfadfinderbuben empfanden die Faszination von Nachtwanderungen, die mit zu den beliebtesten Gruppenunternehmungen zählten. Als »gefährlich« galten solche Abenteuer damals nicht.*

## *Begegnung mit dem Mond*

Es muß Mitternacht gewesen sein. Durch das Zelt schimmerte wie eine ferne weiche Melodie ein unendlich blaues Licht.

Draußen planschte es plötzlich im Wasser, und aus dem aufrauschenden Rohr flogen zwei Wildenten hoch. Dann war es wieder still – nur eine kleine Welle plätscherte leise weiter, und auf der gespannten Zeltbahn wiegte sich der zarte Schatten einer unruhigen Schilffahne.

Es ist heute schwer zu sagen, wie es kam, aber dieses geisterhaft fremde Licht, dieser pendelnde Schatten jagten in mir eine Neugier auf, hinauszuschauen in die klare Taunacht. Ich kroch also aus dem Schlafsack, schlug das Zelttuch zurück, das den Eingang deckte und – oh – das war doch der Mond?!

Bestürzt verblieb ich in meiner kauernenden Stellung – unleugbar der Mond! Und er badete im Bach! Nein, er schwebte! Er lag auf den Wellen gerade so, wie er in der Tiefe schimmerte. Das sonst so trübe Wasser war mit einmal klar, und über den grauen Uferschlamm rieselte quecksilbernes Sprühen.

»Entschuldigen«, hörte ich mich da zu meinem eigenen Schrecken sagen, »entschuldigen Sie, aber sind Sie nicht der Mond?«

»Ja« war die Antwort. So klar und einfach, als handle es sich um die gewöhnlichste Sache der Welt.

»Und – und Sie baden hier?«

»Ja.« Und dabei warf er zwei blaue Glitzerblitze in den dunklen Rohrwald.

»Es ist nett hier«, sprach er weiter, »es ist nett zu baden zwischen Schilf. Überhaupt liebe ich den hohen Rohrwald sehr. Man kann da so hübsche schwarze Schatten zeichnen neben tanzende Lichter, daß die weite Landschaft aussieht wie ein Netz aus feinem Silbergarn, in dem man nächtliche Tauperlen fängt!«

»Ach, schön haben Sie das gesagt, Herr Mond, aber –«

»Nein, nein, wir werden doch nicht ›Sie‹ zueinander sagen, wo wir uns doch schon so lange kennen – erinnerst du dich übrigens noch daran, wie wir gemeinsam durch das Lavanttal gewandert sind? An die enge Schlucht und das rauschende Wasser?«

»Freilich erinnere ich mich, Herr – nein, Sie – ach so, du, Herr – du Mond!«

Weiter weiß ich nun nimmer, was geschah – jedenfalls bin ich später aufgewacht, denn die Glieder schmerzten mich in der feuchten Kühle dieser seltsamen Nacht. Ich lag noch draußen vor dem Zelt, und über mir stand rund und blau der volle Mond.

Seit dieser Zeit stehen wir beide auf du und du. Wenn ich nächtlich durch Wälder streife, dann guckt er hinter jedem Stamm hervor, als wollte er sagen:

»Na, bist du wieder da?«

Dann seh ich zu ihm auf und winke ihm einen schönen guten Abend zu. Ja – und wenn wir mal nicht zu zweien wandern, so haben wir beide unsere guten Gründe dafür.

*Das Märchen »Kimungasena« entstand 1939 kurz vor dem Einrücken zum Militär. Vor dem Anziehen des »Grauen Rockes« läßt der Autor noch einmal die gesamte Romantik der längst vergangenen Fahrten und Abenteuer in sich lebendig werden. Der Traum stellt symbolhaft die Sehnsucht nach fernen Ländern, abenteuerlichen Lebewesen, aber auch nach Gesundung eines von Größenwahn und Selbstüberschätzung befallenen Zeitgeistes dar. Zugleich bildet er eine Absage an die bereits damals für die menschliche Um- und Innenwelt als schädlich erkannte kritikklose Technikgläubigkeit. Die Geschichte sollte in das »Fahrtenbuch eines Vagabunden« aufgenommen werden, dessen Grundidee zweifellos durch Koenigs Jugend-Lieblingsautoren, nämlich Rilke und Hausmann, angeregt und gestaltlich beeinflusst wurde.*

## *Kimungasena*

Es war am blauen Meer.

Das Meer hieß nicht nur so, es war wirklich blau. Blau wie der Himmel. Und den Horizont konnte man nur erahnen, wenn eines der großen weißen Segel über ihm auftauchte. Dann staunten alle Menschen am Ufer. Die einen, weil sie den Horizont weiter oben, die anderen, weil sie ihn weiter unten vermutet hatten. Kam das Segelschiff näher, verloren die Leute wieder die Grenze zwischen Himmel und Wasser aus den Augen. Die Pessimisten wurden traurig, die Optimisten schlossen Wetten ab, wann und wo der nächste Segler auftauchen würde.

Ja, seht ihr, so blau war dieses Meer, genauso blau wie der Himmel. Zogen aber weiße Wolken auf, dann lagen ihre Bilder klar und rein im tiefen Wasser, als wäre die ganze blaue Weite vom Strand unter den Füßen bis hin zu den grünen Palmenwäldern von weißen Wattebäuschchen übersät.

Wunderbare Tiere lebten im Wasser. Große rote Seesterne, grüne Korallen, getigerte Schnecken und zahllose Seerosen mit langen weichen Armen, deren schimmernde Farben im Sonnenlicht irisierten. Da gab es zalamylfarbene Tiere und solche mit einem Hauch von Indemanyl oder Kararaura und Damasyeil. Ihr kennt diese Farben nicht, aber im großen blauen Meer sind sie so gewöhnlich wie anderswo Spatzen. Das Herrlichste jedoch waren die flossenlosen Tamamura-Fische mit den Eisemajon-Augen. Sie schwammen immer in Scharen zwischen dem roten Rosentang, den auch die schwarzen Goldnadeln so sehr liebten.

Alle Tamamura-Fische nahmen gleichzeitig die gleiche Stellung ein. Dies gab den Schwärmen ein feierliches Aussehen. Es erweckte den Eindruck, als wären sie ein einziges Wesen. Oft kamen sie ganz dicht unter die spiegelnde Oberfläche und streckten ihre langen Fangfäden zum blauen Himmel empor, daß es schien, als wüchse plötzlich ein wiegender Halmenwald aus dem Meer. Wehe den tanzenden Lailasunga-Mücken! Erbarmungslos verschwanden ihre schimmernden Körper in den roten Silbermündern der tauchenden Fische.

Hoch oben in den Lüften flogen Paradiesvögel schön geschwungene Bögen. Manchmal verschwanden sie jublierend zwischen blühenden Palmen, oder sie ließen sich nieder auf blauen Oleandern. Ihre langen, absonderlich geformten Federn wetteiferten an Farben mit Blüten und Kolibris.

Die Häuser der Menschen waren hier alle aus feinpoliertem schwarzem Ebenholz und ähnelten in Form und Konstruktion überdachten Lilienkelchen. Überall auf Straßen und Plätzen hingen an langen, zwischen Magnolienbäumchen gespannten Bändern zartwandige

Glöckchen, Windtrommeln und Basalisong-Harfen, auf denen Vorübergehende nach Herzenslust spielen durften. Dies klang aber nicht wirr und störend, sondern unendlich weich und träumerisch, denn die Menschen am blauen Meer waren sehr musikalisch und hatten ein gutentwickeltes Einfühlungsvermögen, so daß jeder, der zufällig an eines der öffentlichen Instrumente trat, sich willig einordnete in den Gesamtklang der Stadt.

Und eines Nachts kam ich mit meinem Kameraden, der nebenbei bemerkt in Mathematik Vorzugsschüler war, am Strand des blauen Meeres an. Wir wußten beide nicht, woher und wohin. Wir waren eben nur angekommen – sonst gar nichts. Die Sonne stand hoch im Mittag, und über Strand und Palmenwald lag ein violetter Hauch, den die Leute hier den Okalamyra-Zauber nannten.

Ich sagte, daß es Nacht war und daß die Sonne im Mittag stand. Dies ist weiter kein Widerspruch. Ich war nämlich abends eingeschlafen und seither meines Wissens nicht aufgewacht. Da ich aber andererseits in der Frühe regelmäßig aufzuwachen pflege, nehme ich an, daß es eben noch Nacht war am blauen Meer, obgleich die Sonne hoch am Himmel stand.

Ich saß leicht vorgebeugt auf einem grüneeädeten Stein und beobachtete einen azalytbunten Polypen, der Tamamura-Fische jagte. Namen und Farben waren mir vom ersten Moment an so geläufig, als hätte ich schon immer mit ihnen zu tun gehabt – zumindest aber stand fest, daß ich sie seit langem erträumt hatte. Und wie die Erfüllung einer ewigen Sehnsucht rieselten Spektren durch mein Denken.

Mein Kamerad stand dicht neben mir, und doch schienen wir durch ebendiese Spektren getrennt. Ich hörte seine ferne Stimme erstaunt berichten, daß kein Horizont hier zu sehen sei, trotz der klaren Sicht. Ich hörte ihn sagen, daß dies physikalisch paradox sei. Und doch schien es mir das allernatürlichste Ding der Welt. Ja, braucht ein blaues Meer mit Tamamura-Fischen, ein Meer mit einem Spektrum von Indemanyl zu Damasyleil einen Horizont wie irgendein alltägliches Meer, auf dem nur Kohlendampfer fahren statt Quanguauroree-Piroguen?

Nein!

Ein solches Meer braucht Menschen, die auf grüneeädeten Steinen sitzen und träumen vom violetten Okalamyra-Zauber, von Lailasunga-Mücken und dem Eisemajon-Schimmermärchen. Aber mein Kamerad wollte den Horizont berechnen . . . Er sah nicht, daß die hochspringenden Tamamura-Fische Paradiesvögel wurden, daß sich der ganze Schwarm flatternd niederließ auf blauen Oleandern, an dessen Stämmen die sanften Harfen im Wind sangen. Und plötzlich – ich weiß nicht wie – waren wir umringt von Menschen, und ein alter Mann in blauen Gewändern mit platingestickten Arabesken machte es uns zur Pflicht, den Horizont zu finden.

Wie? dachte ich, die Menschen, die den Klang der Basalisong-Harfen hören, die den Ruf der Windtrommel kennen, die in klingenden Chören singen und bei denen die herrlichsten Pipiapajos, Paradiesvögel und Kolibris in den azurenen Goldpegonien am Fenster brüten – diese Menschen wollen nichts als einen lächerlichen Horizont? Und ich stellte mich hinaus auf die große Mole und wartete ein weißes Segel ab. Als es dann auftauchte aus dem runden Blau, wies ich mit der Hand nach ihm und sprach:

»Leute, folgt meinem ausgestreckten Arm – dort ist der Horizont!«

Erst waren alle starr, dann drängten sie herbei, meinem Arm entlang zu blicken, später murrten sie und einige lachten:

»Es ist blau dort, aber kein Horizont.«

Mein Kamerad stand als einzig grauer Fleck im Kararusa-Spektrum mit einem Zeichen-

brett, mit Dreiecken, Winkelmessern, Bussolen und Rechenschiebern. Er suchte den Horizont des blauen Meeres. Er sah nicht ein, daß der Sinn dieses Meeres nicht der Horizont war, daß sein Sinn vielmehr in den tausendfarbigen Eisemajon-Augen der flossenlosen Tamamura-Fische verborgen lag. Doch es half nichts: Die Menschen wollten einen Horizont zu ihrem blauen Meer.

Da stieg ich in ein Boot aus geschnitztem Orangenholz. Körbe wurden mir hineingereicht mit köstlichen Früchten, und Segenssprüche erklangen vom Ufer. Ich warf ein Kailalaso-Tier in die mit Maisöl gefüllte Azalyt-Schale, damit sein nickendes Fühlerpaar mir die Richtung weise nach der Weltgegend Kalaniana. Dann band ich das Ruder und den schrägen Großbaum fest, zog die weißen Seidensegel auf, und schäumend rauschte das Boot vor dem Wind in die Richtung, wo der Horizont zu suchen war.

Ich selbst lag vorn im Bug und sah in das blaue Meer. Delphine schwammen herzu, große Seeschildkröten tauchten vor mir davon, und tief unten am Grund glitten bunte Seepferdchen und Korallenfische an weißen Lilientangblüten vorbei.

Später dann warf ich einen Blick zurück. Das Land war nur mehr ein ferner dunkler Strich – ein Strich genau zwischen Himmel und Wasser. Doch auch der versank, und ich war allein. Als ich wieder auf den Meeresgrund sehen wollte, war er verschwunden, und nichts lag unter mir als eine mählich mit sinkender Sonne blauer werdende Tiefe.

Und dann stand die Sonne schräg unter mir. Ich begriff sofort, was geschehen war. Ich fuhr an der tiefsten Stelle des blauen Meeres. So tief war es hier, daß es mitten hindurchging durch die ganze Weltkugel. Der Boden war zurückgetreten, und ich sah hinunter in einen fremden Himmel. Ich sah die Sonne hinter dem Meer. Und da fielen mir auch winzig kleine Schatten auf im Gegenlicht – Schiffe, die auf der anderen Seite fuhren. Von hier waren freilich nur die Kiele zu sehen.

Magisch blausilbernes Licht schimmerte durch dieses so unendlich klare Wasser. Breiten, vom Wind bewegten Schlangenbändern vergleichbar, spannte sich Regenbogen neben Regenbogen. Doch dies ist nur ein Wort. Farbbögen waren es vielmehr von ungeheurer emotioneller Suggestivität. Die wenigsten trugen ein vollkommenes Spektrum in sich. Fast alle waren nur von einer Farbe, doch diese leuchtete in allen Sättigungsgraden und Helligkeitswerten, vom reinsten kräftigsten Ton bis hin zum wunderlichsten Pastellakkord. Herden fliegender Fische mit langen Fahnenflossen flitzten hindurch und spiegelten so die ganze Farbenorgel wider.

Ich muß viel Zeit verträumt haben über all dem Wunderbaren, denn plötzlich schien die Sonne wieder hinter mir, und vor mir lag ein schmaler schwarzer Strich genau dort, wo Himmel und Wasser zusammentreffen mußten. »Der Horizont!« rief ich erstaunt, denn einen solchen hätte ich hier nie erwartet. Im Näherkommen sah ich dann, daß er größer und größer wurde, daß er sich in weißen Strand und grüne Palmen auflöste.

Es war nichts anderes als das Land am blauen Meer. Nachdem ich kreisrund um den ganzen Erdball gesehelt war, erreichte ich es von der anderen Seite. Da kam eine große Erkenntnis über mich, und so rasch es mir möglich war, eilte ich zur Stadt, um diese Erkenntnis kundzutun.

Doch wie traurig sah es hier aus! Kein Musikklang, kein Windtrommelruf, keine flatternden Pipipajos und keine Tamamura-Fische, die zu Paradiesvögeln wurden. Ja, selbst der Okalamyra-Zauber war verschwunden, und das Kararusa-Spektrum war verblaßt zu ganz gewöhnlichen Farben, wie man sie sonstwo hat in der Welt. Dafür stand im Hafen ein großer, grauer Pfofen mit Röhren und Linsen, mit Visieren und Okularen. Es war dies eine recht sinnreiche Konstruktion, die beim Hindurchsehen einen haardünnen schwarzen Faden hinausprojizierte



aufs Meer, genau dorthin, wo der Himmel beginnen mußte. In großen schwarzen Buchstaben stand daneben »Horizontometer«. Darunter jedoch etwas kleiner der Name meines Kameraden.

Ich wollte ihn suchen, doch sagte man mir mißvergnügt, er sei schon lange fort. Er habe pünktlich zur Schule kommen wollen und hätte hier ja seine Sendung erfüllt und das Problem gelöst. Da wurde ich böse und zornig und stellte mich auf den grüneäderten Stein und rief die Menschen herbei. Langsam nur kamen sie mit traurigen Gesichtern. Als aber auch die letzten erschienen waren, begann ich zu berichten, was alles ich geschaut.

Das war ein Seufzen und Jammern! »Oh«, stöhnten sie, »was haben wir für einen armseligen Horizont! Wo sind die Eisemajon-Augen der flossenlosen Tamamura-Fische? Wo sind all unsere wunderbaren Farben? Wir haben nichts als einen schwarzen Strich, und der ist nicht echt, sondern nur projiziert!«

Da taten mir die Leute leid, und ich sagte etwa folgendes:

»Hört, Bewohner am blauen Meer! Euer Land selbst ist der Horizont, und es gibt keinen zweiten neben ihm. Als ich weit draußen war im Orangenholzboot, da lag diese Küste hier genau zwischen Himmel und Ozean. Als ich aber die ganze Weltkugel umsegelt hatte und dies Land hier wiedererblickte, da war es an gleicher Stelle – an jener nämlich, wo in anderen Weltgegenden der Horizont zu liegen pflegt. Statt daß ihr nun Gott danktet für die Gnade, die er euch erwiesen hatte dadurch, daß ihr als einzige Menschen direkt auf dem Horizont wohnen dürft – statt dieses Dankes suchtet ihr einen fremden Horizont. Ja, ihr liebet euch sogar von einem Mathematik-Vorzugsschüler ein Horizontometer errichten, einen lächerlichen Apparat, der euch einen Strich zwischen Meer und Himmel projiziert! Seht, ihr habt einen Horizont ins Nichts projiziert, ihr habt euch selbst ins Nichts projiziert! Fahrt hinaus in euren Booten aufs Meer, so weit, daß ihr euer Land zwischen Himmel und Wasser seht, jubelt und kehret wieder heim und zerstört dieses errechnete Horizontometer. Vielleicht wird dann alles wieder gut!«

Und die Menschen fuhren hinaus und kehrten singend wieder heim, und sie fällten mit eimarrayllblanken Äxten den grauen Pfahl. Da wurde plötzlich das Krachen des splitternden Holzes zu weichen Klängen – die Basalisong-Harfen begannen zu tönen, die Windtrommeln riefen wieder, und über den blühenden Palmwäldern hoben sich singende Paradiesvögel aus violetter Okalamyra. Die negative Kraft des falschen Horizonts war gebrochen! Die Menschen eilten an die Silberglöckchen, blaue Oleanderblüten brachen auf und strömten Düfte aus in überschwenglicher Fülle. Von überall her aber klang der Freudenruf: »Kimungasena!«

Mit einemmal trennte mich ein schwacher, rauchiger Karamonyx-Nebel von all dieser Pracht. Die Sonne wurde größer, eilte mir zu – nein, es war keine Sonne, es war das riesige Eisemajon-Auge eines flossenlosen Tamamura-Fisches. Es füllte den ganzen Raum, und schwere, kararausafarbene Freudentränen tropften aus ihm nieder.

Dann schwand mir diese Welt, und nichts blieb als die Sehnsucht. Denn welchem Menschen aus unseren Gegenden war es je vergönnt, so lange im Land des Horizonts zu verweilen?

---

*Anlaß zur folgenden 1940 geschriebenen Erzählung bot ein sehr netter, ebenfalls der Jugendbewegung entstammender Feldwebel an der Fliegerbildschule Neubiberg bei München. Dieser legte Koenig eines Tages, in eigenem Zwiespalt befindlich, ein Päckchen ihm zugeflogene-*

ner »reformmedizinischer« Werbeschriften zur Begutachtung vor. Die Heftchen entpuppten sich als Elaborate von so unglaublicher Naivität, daß sie sofort zur Satire anregten. Die vollkommen im Vokabular der Reklamebroschüren abgefaßte »Geschichte eines Abends« sollte aber keineswegs gegen die Naturheilkunde als solche gerichtet sein, die in ihrer ernst zu nehmenden Form dem »Vagabunden« und »Waldläufer« Koenig ja durchaus liegen mußte. Aufs Korn genommen wurde lediglich die wahrhaftig kuriose Darstellungsform, mit der auf Biegen und Brechen, über alle stilistischen, orthografischen und typografischen Regeln hinweg, neue »Naturheilapostel« und Käufer zugehöriger Präparate angeworben werden sollten.

## *Geschichte eines Abends*

Es war ein Maiabend nach einem Regen. Blauer Himmel mit sich auflösenden blaßgrauen Wolken und fernen Lerchenliedern. Die Sonne stand tief hinter dunklen Fichtenwäldern, und rundum breiteten sich blühende Wiesen und weite Felder.

Nie noch hatte ich so frische Luft mittels des Vokaltypenatemsystems in mich gesogen. Staunend stand ich da – in der linken Hand ein in den letzten Sonnenstrahlen goldig aufglänzendes Naturbersteinpendel haltend.

Ich befand mich auf dem Weg zum empfindenden Selbst. Wo war jetzt der Gedanke an die Verschlackung meines Körpers? Wo blieb die Abschiedsfrage meiner Mutter: »Willst du heute alkalische oder saure Ernährung?« Nein – ich dachte nicht daran. In mir klang nur das Geheimnis des schaffenden Wortes, die Massensuggestion zum Glück.

Oh, wie konnte ich die Krähe bewundern, die mit langsamem Flügelschlag dem Feldgehölz zustrebte! Der linde Abend wirkte auf mich wie metabiologische Selbstheilung. Was galt da Gewinnen und Verlieren? Es war der Einbruch des Jenseits ins Diesseits. Ja – das war es, und ich wollte diese Stunde seelisch-bewußt unbewußt hoffend erleben, um die Kraftfelder meines körperlichen Zustandes reif werden zu lassen für parapsychologische Esoterik. Doch welches Staunen rieselte da in mir? Welcher astralische Psychomagnet zog mich den sachten Hügel hinab durch die wogenden Wiesen voll weißer Margeriten? Warum mußte ich gerade jetzt meine Taschenwünschelrute zücken?

Handlich und bequem war sie – ein entzückendes Modell, das mir erfahrene Wünschelrütengänger sehr warm empfohlen hatten. Kaum fügte sich ihre elegante Form in meine Finger, da schlug sie auch schon aus, kräftig und unwiderstehlich – ja, sie peitschte beinahe mit magischer Sicherheit das Gras.

Hier mußte etwas sein! Gold, Silber?

Mit bloßen Händen begann ich zu graben. Andere hätten dies vielleicht nicht ertragen, aber meinem durch naturheilendes Fasten und Schlenzen von Verdauungsrückständen befreiten Körper war es ein Spiel. Die Taschenwünschelrute hatte ich beiseite gelegt, doch sprang sie hier munter aus eigenen Stücken weiter und umtanzte mit bewunderungswürdiger Sicherheit, einem schwanzwedelnden Hund gleich, den Ort, an dem ich scharrte.

Tiefer drang ich in die Erdkrume ein mit zielbewußter Kraft – und plötzlich griff ich Hartes. Augenblicke später hob ich ein Metallkästchen heraus. Die Taschenwünschelrute tobte, sich selbst übersteigernd, und das Naturbersteinpendel pendelte sachte.

Was aber war in dem Kästchen? O unaussprechliche Wonne! Hier lag fein säuberlich verpackt das köstlichste Buch »Magie des Glücksspiels«. In etwas kleineren Buchstaben stand

unter dem Haupttitel der Nebentitel, nicht weniger vielversprechend: »Magie des Spielglücks«.

Außer diesem Buch fand ich noch ein Paket Horoskopformulare in der beliebten Ausführung mit Gradeinteilung und bildlicher Darstellung im Durchmesser von 20 Zentimeter und mit schöner Horoskopfigur. Im Handel hätte ich ohne weiteres bei Barzahlung ohne Kassaskonto eine Mark dafür zahlen müssen.

Befriedigt ermattet sank meine Taschenwünschelrute um, doch das NaturberNSTeinpendel pendelte weiter selige Freude in den Abend hinein. Ich legte mich ins weiche Gras und begann gerührt meinen wundersamen Fund zu lesen. Da gab es herrlich interessante Kapitel:

Das Leben ein Spiel – ein Spiel das Leben.

Zufall und Zahl – zahlenmäßiger Zufall.

Kann der Zufall denken?

Das Glücksspiel als Heilmittel.

Industrie des Glücks.

Zufall der Bosheit – Bosheit des Zufalls.

Und noch viele andere!

Ich habe an diesem Abend Wunderbares gelernt. Ich habe gelernt, bei jedem Hasardspiel mit 50 Prozent Sicherheit zu gewinnen. 50 Prozent Gewinnsicherheit sind viel für einen Abend! Es gibt Menschen, die haben das bis an ihr Lebensende nicht erreicht. Ich studierte voll Eifer das Kapitel »Physik des Zufalls«. Ich verbohrt mich in »Ebbe und Flut des Glücks«. Mit einem Wort: ich schwelgte in Seligkeit.

Doch es wurde dunkler. Kaum sah ich mehr die Grenze zwischen Wald und Wiese vor mir. Da legte sich auf meine Schulter eine weiche Hand. Ich fühlte sofort, daß diese Hand sich von Fruchtkörnerkost nährte, denn nie hätte sie sonst bar jeder grobkörperlichen Schwingungspotenz meine heilkräutergenährte Haut tangieren können. Und eine zarte Stimme fragte:

»Weißt du um die Kraft des friedlichen Sterbens?«

»Nein«, antwortete ich beschämt, »all mein Denken konzentrierte sich bisher auf Heilung durch überkonfessionelles Beten und Fasten. Ich habe Schicksale gesucht in Namen, ich habe geschlenzt, meine Niere – dieses wunderbare Entlastungsventil – gemeinsam mit der Lunge zum ephemeristischen Vokaltypenatmungsorgan geschult – doch friedliches Sterben habe ich vergessen.«

»Schade«, flötete die Stimme, »du mußt dies Werk studieren, welches jener Erkenntnis kühne Bahn bricht, daß Sterben nur eine entschlackende Fortsetzung irdischen Daseins in astralen Formen darstellt. Große Männer haben dies entdeckt, haben es ausgebaut zum kosmobiologischen System. Ein berühmter Irrenarzt hat zu diesem zauberhaft hypnotisch-suggestiven Buch ein tiefgründiges Vorwort geschrieben. In Leinen gebunden drei Mark fünfzig.«

Da wagte ich, aufs tiefste erschüttert, den Kopf zu wenden. Ein Mädchen stand neben mir – leicht vorgeneigt, schwarze Silhouette vor nachtblauem Himmel.

»Ach . . .« stotterte ich, sprang auf und nahm sie in die Arme. »Du wunderbar metaphysisch gereinigte Unbekannte, die du vokaltypenatmest wie ich – werde die Meine!«

»Ja«, sprach sie, »und wir wollen einander durch gemeinsames Aneignen des Gedankenkomplexes aus der Broschüre »Göttliche Denkschulung im Dienste grafologischer Seelenchemie« um nur neunzig Pfennig näher erforschen und verborgene Möglichkeiten für unser Lebensglück ausnützen . . .«

Der Mond stieg auf. Meine Taschenwünschelrute hopste munter in suggestivem Takt um

unsere Beine, und regelmäßig pendelte das im Gebrauch unverwüstliche Naturbernsteinpendel an elegantem, leicht rollbarem, nach neuartigen astronomischen Grundsätzen geflochtenem Seidenfaden für nur sieben Mark zwanzig.

Vergebens aber wartete daheim meine Mutter mit der erkaltenden alkalischen Gemüsekörnerabendkost.

---

*Bei diesem 1945 entstandenen Aufsatz »Die letzte Weihnacht« handelt es sich weniger um die stimmungsvolle Situationsschilderung an sich, sondern mehr um die zeitgeschichtliche Information für die neuen jungen Mitglieder des nach dem Krieg wiedererweckten Pfadfinderbundes. Koenig wollte die Jugend geistig einstimmen, ihr den Anschluß an das alte Gedankengut ermöglichen, um 1945 dort fortsetzen zu können, wo man 1938 die Jugendbewegung gewaltsam ausgelöscht hatte. Dieses Manuskript wurde, als einziges in dieser Reihe, bereits einmal in einer improvisierten selbsthergestellten Nachkriegs-Jugendschrift veröffentlicht.*

## *Die letzte Weihnacht*

Es war unsere letzte Weihnacht in unserem Heim. Wir wußten das damals noch nicht, denn es war ja erst Dezember des Jahres 1937, und keiner von uns hätte wohl glauben wollen, daß man uns dieses Heim drei Monate später wegnehmen und zerschlagen würde.

Die ganze Gruppe saß zusammen bei halbdunklem Kerzenschein unter dem riesigen grünen Tannenzweig – ja, das war so Brauch bei uns. Der Kranz hatte denselben Durchmesser wie unser Tisch, und der war sehr groß, waren wir doch vierzehn Pfadfinder und zehn Wölflinge, alle um diesen einen Tisch versammelt. An der Wand über uns hing ein großes Bild: Pfadfinder aller Erdteile um ein Lagerfeuer sitzend, Symbol unserer Gemeinsamkeit.

Wir sangen – ganz leise sangen wir unsere alten Lieder – vom Wandern, vom Lagerfeuer. Der Tisch war weiß gedeckt, und es türmten sich Berge von Kuchen und Bäckereien darauf. Unsere Gruppenkessel dampften, voll mit heißem duftendem Tee, und dazu gab es noch Heringsalat. Das war bei uns Tradition. Nun dürft ihr aber nicht glauben, daß da lauter reiche Leute saßen, deren Eltern das Geld nur nach Kilo berechneten – o nein, weit gefehlt! Wir waren sogar recht knapp bei Kasse, und viele Buben kannten von ihrem Elternhaus her nur allzu genau, was Arbeitslosigkeit bedeutet.

Wißt ihr, damals war das so, daß man wohl alles kaufen konnte, was das Herz begehrte – doch nur einige wenige Menschen hatten das Geld dafür. Ein paar Besitzenden ging es gut, aber draußen in den Fabriksarbeitervierteln saß die Not in jeder Wohnung.

Wir wurden auf unsere Weise damit fertig: Jeder brachte so viel, wie er von daheim bekommen konnte, und das wurde dann unter allen verteilt. Dazu hatten wir durch Sammeln und Verkaufen alter Flaschen ein bißchen Geld verdient, hatten gespart, und so kam bei der Weihnachtsfeier doch ein recht ansehnlicher Berg guter Dinge zusammen.

Der kleine Eisenofen glühte, die dichten grünen Tannenzweige hingen tief und dufteten so weihnachtlich frisch durch den Raum, daß uns allen ganz feierlich zumute wurde. Wir sangen und aßen und lasen vor, und als die Kerzen schon ganz niedrig brannten, begann einer zu erzählen . . .

Vom Sommer natürlich. Von unserer großen Fahrt, von den Nächten im Zelt, von den Tagen auf der Landstraße, von den hohen Bergwäldern und der Holzfällerhütte in der Karawankenschlucht. Und plötzlich sprach einer vom alten Keutschachbauern. Wißt ihr, das war ein ganz armer Kleinhäusler, dem hatten wir im Sommer zwei Tage lang bei der Arbeit geholfen. Er litt an einem krummen Fuß, und seine Frau war krank und ging am Stock – da werkten wir eben zwei volle Tage lang, soviel wir nur konnten, in der kleinen Wirtschaft. Unser Zelt hatten wir auf der Seewiese aufgestellt, dort blieb unsere »Kochbereitschaft« zurück, während wir anderen gleich nach dem Baden in aller Früh zum Keutschachbauern zogen. Freiwillig natürlich – und als die zwei Tage vorbei waren, packten wir unser Zelt zusammen, schnallten die Rucksäcke um und marschierten weiter durch den Turiawald hinüber ins Rosental . . .

Alle hörten aufmerksam zu, redeten mit, schwelgten in Erinnerungen. Ich weiß heute nimmer genau, wie alles kam, jedenfalls erhob sich der Feri – er liegt in Rußland begraben – plötzlich vom Tisch und meinte, wir müßten eigentlich dem alten Keutschachbauern und seiner Frau einen Weihnachtsbrief schreiben. Und da rief auch schon ein anderer dazwischen, wir sollten ihm auch ein paar Keks dazulegen – und zwei Stück Kuchen, meinte der Raoul – ja, und der Ewald fischte aus dem hintersten Winkel unseres Heimes eine ganz große Schachtel hervor, in die wir unsere sämtlichen Süßigkeiten hineinpackten. Ein kleiner Tannenzweig wurde abgebrochen, die längste Kerze dazugelegt, schnell ein paar Zeilen geschrieben – und zu guter Letzt drehten wir noch unsere Gruppenkassa um und fanden etliche Groschen drinnen. Ich glaube, es hat keine zwanzig Minuten gedauert, da war das Paket postfertig. Freilich, aufgeben konnten wir es erst am nächsten Tag, denn es ging schon reichlich gegen Mitternacht.

Lange saßen wir noch zusammen in dieser Nacht, fast bis zum Morgen. Die letzten Kerzen waren längst vertropft, der Ofen allmählich ausgegangen. Aber in uns glühte es und brannte es, Lied um Lied wurde gesungen, es wurde erzählt, geplant – und geträumt. Nur dann und wann spielte einer leise auf seiner Mundharmonika.

Seht, das war die letzte Weihnacht in unserem Heim, bevor wir verboten wurden.

---

*Mit »Die Schwarzen von der Au« (das Manuskript entstand 1954) sind die Kormorane gemeint, die man noch nach dem Zweiten Weltkrieg an der ganzen österreichischen Donaustrecke beobachten konnte und die oft und oft unter den Wiener Stadtbrücken hindurchgeflogen kamen. Alle Kolonien wurden inzwischen systematisch von Fischern zerstört.*

*Koenig, wie Lorenz an der Donau und in deren Auwäldern aufgewachsen, wollte einmal ein Donaubuch schreiben, kam aber im Kampf um Aufbau und Erhaltung seiner »Biologischen Station Wilhelminenberg« über das vorliegende Einleitungskapitel nicht hinaus. Die Schilderungen betreffen die Zeit vor und nach dem Zweiten Weltkrieg und führen von der so romantischen Jugendbewegungszeit in die exakte wissenschaftliche Arbeit der »Biologischen Station Wilhelminenberg« und des 1967 daraus hervorgegangenen »Institutes für Vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften« hinüber.*

## Die Schwarzen von der Au

Leise singt und summt das graue Wasser des Stroms, dreht sich in Wirbeln, rauscht auf über Bühnen, zischt in flachen Trichtern zum Grund, wird glucksend hochgeworfen, strömt in Kehren zurück und strebt doch unaufhaltsam talwärts – immer weiter talwärts dem fernen Meer entgegen. Ästchen treiben, ein Korkstöpsel schlingert hopsend auf und nieder, ein Apfel schwimmt vorbei, und man weiß nicht recht, warum gerade er jetzt der Schnellste ist. Sausend gleitet das Wasser spiegelglatt in weicher Linie in ein Bühnental, schwillt sprudelnd wieder hoch.

Weite Kurven macht der Strom, schwingt von links nach rechts, von rechts nach links, aber sein Wasser zieht immer auf kürzestem Weg der nächsten Kurve entgegen, es trägt ab, schwemmt an, führt Schotter und Erde der Berge und die Abfälle der Städte mit sich, alte entwurzelte Stämme, einen hilflos noch halbseitig flügel-schlagenden Falter – und es trägt unser Boot. Leichtes Boot aus Stäben, Spanten und mehreren Lagen Gummihaut.

Nein, wir paddeln nicht. Mein Freund und ich liegen weit zurückgelehnt, blinzeln in die grau, grün und blau flimmernde Helle, lassen uns treiben und drehen, wie es dem Wasser gefällt. Kühle spürt die Hand, die über den Süllrand hängt, Hitze die andere, die das Paddel hält, damit es nicht entgleitet. Sonne und Wasser, die graugrünen Auen aus Silberpappeln und Weiden zu beiden Seiten des Stromes – und hoch oben ein kreisender Milan. Manchmal flattern Möwen auf, wenn wir zu nah an einer Sandbank vorübertreiben, oder ein Reiher wuchtet mit rundem Schwingenschlag und heiserem Warnschrei davon. Dazwischen erklingt auch manchmal das helle Rufen des Regenpfeifers, das Locken einer Bachstelze oder eines niedrig über dem Wasserspiegel abstreichenden Flußuferläufers. Dann wieder Stille. Nur das Singen des Flusses bleibt überall. Aber man hört es nicht mehr bewußt, weil es so allgegenwärtig ist wie das Pochen einer alten Schwarzwälderuhr in kühler Bauernstube.

Glückliches Dehnen und Strecken, Sich-Räkeln – doch dann ein jäher Ruck, Weidenzweige drehen sich in das Blickfeld über dem Boot, stärkeres Rauschen – höchste Zeit für ein paar rasche, starke Paddelschläge, die uns wieder hinaustragen in das freie Wasser, fort von dem steinernen Ufer, dem wir in unserem selbstvergessenen Dösen allzu nahe gekommen waren. Ja, man muß schon aufpassen, daß die elastische Faltboothaut nicht über die scharfen Blöcke scheuert oder der Strom einen fortreibt, dessen Gewalt man nur allzu leicht unterschätzt.

Einmal bei Hochwasser fuhren Raoul und ich im letzten verblassenden Tagesschimmer am linken Ufer bergwärts. Wir legten alle Kraft in den Zug der Paddelblätter, arbeiteten weit vorgebeugt in langen und doch raschen Zügen. Langsam ging es voran. Dann aber stießen wir auf eine Buhne und kamen über den ziehenden Schwall nicht hinaus. Wir versuchten es weiter draußen, dann wieder knapp am Ufer – aber trotz aller Kraftanstrengung war das Boot wie festgewurzelt, während das Wasser reißend dahinschoß. Da legt Raoul – wir stehen gerade hart am Damm – das Paddel vor sich hin. Noch ehe ich einen Ton aus der Kehle bringe, um die Wahnsinnstat zu verhindern, packt er einen Weidenzweig – und schon ist es zu spät! Das Boot neigt sich, kentert, kippt uns in den Strom. Paddel, Sitzbretter, Rückenlehnen – alles treibt Richtung Schwarzes Meer, und das Boot sackt mitten im Bühnenwirbel ab. Tauchend erhasche ich gerade noch den Bug, gewinne Boden unter den Füßen, verliere ihn wieder – mein Gott, die Kamera!

Jetzt hat Raoul den Bootsbug gefaßt, klammert sich gleichzeitig an einen Uferblock. Das Heck ist tief unter Wasser. Aber ich erwische die Seitentasche mit der Kamera, reiße sie aus der Halterung und werfe sie in hohem Bogen auf den Damm – Gott sei Dank! Jetzt rasch das

Boot auf die Steine gesetzt und den Paddeln nach. 500 Meter weiter erreiche ich sie, und Raoul ergattert noch die beiden Lehnen und einen Sitz. Klatschnaß stapfen wir am Ufer zurück, tragen das Boot über die Bühne hinauf und fahren dann fröstelnd zu unserem Zelt auf der Sandbank. Die ganze Nacht sitzen wir am Feuer, trocknen unsere Trainingsanzüge und – die Kamera. Es war mein erster wertvoller Apparat. Er hat es nicht überstanden. Zu Raouls Entschuldigung sei es gesagt: er war damals 14 Jahre alt, saß zum erstenmal in einem Faltboot und fuhr zum erstenmal auf dem Strom.

Ja, wenn man am Ufer steht und zuschaut, wie das Wasser vorbeizieht, wie ein Floß talwärts treibt und bunte Paddelboote dahinfahren, wenn man die winkenden Menschen auf weißen, buntbeflaggten Dampfern sieht, da möchte man meinen, hier am Strom sei nichts als Wonne und Glück. Aber da ist auch viel harte Arbeit, viel zerstörte Hoffnung. Ein kleines Erlebnis tritt da wieder in meine Erinnerung – ganz unbedeutend vielleicht und doch bezeichnend. Es war Mai, Mauersegler flogen über dem Strom, stürzten im Bogen nieder, tranken im Flug, schwangen sich wieder steil hinauf. Nur einer trieb im Wasser fort und schlug immerzu mit der einen schmalen Sichelschwinge, die in die Luft hinausragte, schlug und schlug – und schlug vergeblich. Das war alles. Kennt einer den Friedhof der Namenlosen unten bei Albern? Hat einer schon einmal Rehe gesehen, die im Winter auf Eisschollen treiben weitab vom Ufer? Strom der Güte und des Todes, so nannte ihn ein Dichter. Ja, des Todes.

Ich will eine Geschichte erzählen von diesem Strom, die anfängt wie so viele Geschichten: Es war einmal – es war einmal ein großer Strom. Breit und mächtig ergoß er sich durch ein weites Tal, zerteilte das Land mit seinen hundert Armen und Adern in hundert Inseln. Hohe, alte Weiden ragten an seinen Ufern, mächtige Silberpappeln überschatteten Tümpel und Teiche. Da wuchs Schilf und blühten Seerosen. Da steckten die Teichrosen ihre gelben Köpfe über grüne glatte Blätter, und an den Ufern wucherten Goldruten. Waldreben rankten an hohen Bäumen empor, am Boden vermoderten Äste und Stämme, zersplittert in ihrem Sturz. Reich war die Stromau an Wild. Rehe gab es und Hirsche von seltener Größe. Wenn Hirschbrunft war im Herbst, hörte man sie röhren, urkräftig und rau. In den Praterauen bei Wien, in der Lobau, bei Heiligenstadt und Klosterneuburg genauso wie bei Tulln, bei Hollenburg, Hainburg oder sonst irgendwo in dem weiten wilden Gebiet.

Was gab es da für Fische! Lese einer doch die alten Marktberichte vom Wiener Fischmarkt durch! Da waren die riesigen Waller oder Welse Alltäglichkeit. Da gab es Karpfen und Rapfen, Hechte, Huchen und Barben in reicher Auswahl. Man fing noch den mächtigen Hausen und den Sterlet, Zuzügler vom Schwarzen Meer bis über Wien hinaus. Was ist das heute für ein Aufsehen, wenn ein Fischer einen winzigen Sterlet, den kleinsten aus der Familie fängt! Höchstens ein- oder zweimal passiert das im Jahr. Vom Hausen ist schon lange keine Rede mehr. In den Auwäldern gab es Graureiher, Nachtreiher und Kormorane. Die Dommelrieten riefen, und auf den Sandbänken brüteten Heere von Seeschwalben. Sie alle fingen Fische, lebten davon, auch der Otter machte Jagd, und kein Mensch hatte Sorge, daß deswegen die Fische für den eigenen Tisch rar werden könnten. Reichlich war für alle da.

Freilich barg dieser mächtige, ungebändigte Strom auch seine Gefahren. Im Frühling, wenn in den Bergen der Schnee schmolz, überflutete er die Auen weithin und riß mit tödlicher Gewalt fort, was zu schwach war, ihm zu trotzen. Von wieviel Hochwassernot weiß doch die Geschichte Wiens und die einer jeden Menschensiedlung an der Donau zu berichten! Ganze Wohnviertel wurden überschwemmt, und nicht nur einmal mußten die Bewohner niedrig liegender Häuser auf den Dächern Zuflucht suchen. Gebäude wurden weggerissen, Mensch und Vieh ertrank. Strom der Güte und des Todes . . .

Jeder weiß, was dann geschehen ist, und jeder sieht auch die Notwendigkeit ein: Man hat im vorigen Jahrhundert die Donau reguliert. Heute fließt der Strom breit und mächtig, beinahe einem riesigen Kanal vergleichbar, zwischen zwei endlosen Steindämmen talwärts. Man hat eine technische Lösung gefunden für ein biologisches Problem. Und das ist meistens schlecht, denn die Techniker fühlen sich allwissend und glauben, die Herren zu sein. Sie lösen jedes Problem auf dem Zeichenbrett, und wenn die Rechnung aufgeht und die Kosten nicht zu hoch sind, so wird ihr Projekt verwirklicht. Zum Schluß setzt man eine Tafel darauf mit ein paar Namen unter bronzenen Palmzweigen: »Den Erbauern . . .«

Handel und Verkehr blühten, Schiffe befuhren den Strom in jeder Richtung. Die Siedlungen waren gesichert, und alles mußte sich nun zum Besten wenden. Der Bauer pflügte, wo einst der Fischer hauste und der Fährmann. Felder entstanden, wo früher die Biber ihre Burgen bauten. Die beiden Dämme haben die Arme des Stromes von ihm getrennt, sie wurden zu Tümpeln. Im Herbst fiel das Laub hinein, im Frühling brachte das Hochwasser neuen Schlamm. Schmäler und schmärer wurden die Arme. Ich kenne Gebiete, die man vor 20 Jahren noch mit dem Faltboot befahren konnte, ganze Systeme von Wasseradern, Teichen und Tümpeln. Es brauchte gar nicht Hochwasser zu sein, um in diese versteckten, geheimnisvoll schönen Wasserreviere hineinfahren zu können. Es genügte, das Boot über den Damm zu tragen, auf das stille Wasser zu setzen – und schon konnte man dahinfahren entlang von Biegungen und Buchten, durch Weidengestrüpp und Schilf, zwischen hohem Auwald oder saftigen Wiesen den ganzen lieben Tag. Blaukehlchen sah ich dort im zeitigen Frühling, Jungreiher im Sommer. Stockenten flogen erschrocken auf, Rehe standen an Tränken, und immer wieder stoben blauschimmernde Eisvögel von ihren Lauerplätzen davon.

Heute gibt es dort kein Wasser mehr, und wo die Wildente ihre Jungen führte, brütet jetzt der trockenheitsliebende Fasan. Als Buben haben wir in tiefen Autümpeln heimlich Fische gefangen – heute steigt man auf drei Trittsteinen durch eine kleine Pfütze. Die Au verlandet. Es gibt Kahlschläge, die man jetzt mit Föhren, Eschen und Eichen aufforstet anstatt mit Weiden, Schwarz- und Silberpappeln. So trocken ist der Boden.

Und was ist aus der Fischwaid geworden? Gehe doch einer hin auf die Märkte und schaue sich die Donaufische an: Rotfedern, Brachsen – lauter Kleinzeug, und das in geringer Zahl. Wer fängt heute noch einen Huchen, einen großen Wels? Sicherlich gibt es noch einzelne stattliche Fische im Strom und den wenigen Auwässern – aber es sind nur letzte Reste einstmaligen Reichtums. Dabei ist diese Verarmung gar kein Rätsel. Die Fische laichen nämlich nicht im Strom, sondern in den Ausständen. Die Jungfische brauchen das pflanzen-durchwucherte, dicht veralgte Seichtwasser mit seinem reichen Plankton. Sie brauchen die Ruhe darinnen, den Schutz vor den Räubern. Hier findet der winzige Jungfisch seine Nahrung, hier kann er sich verstecken. Die großen Fische dagegen finden in den seichten, schmalen Gewässern nicht ihr Auskommen. Die kommen nur zur Laichzeit hierher und schwimmen dann wieder zurück in größere, tiefere Wasserläufe, in die Arme, Seen und in den Strom. Heute tun sie es nicht mehr, denn man hat durch zwei Steinbarrieren den Strom vom Auwald getrennt.

Früher gab es wild zerrissene, tief unterhöhlte Ufer, gab es ausgewaschenes Wurzelwerk, Kehren und tiefe Gumpen. Da konnten Fische stehen, konnten sich verbergen und lauern. Nahrung bot sich hier in Hülle und Fülle. Jede Art fand, was sie suchte und brauchte, denn die Wasserrinnen und Stromarme waren so tausendfach verschieden: Groß, klein, breit, schmal, tief, seicht, gerade – oder verwinkelt in die Irre führend! Da lagen Seen mit Schilf und schattenden Seerosen, es boten sich weite, seichte, sonnendurchglühte Wasserflächen und



tiefe kühle Löcher. Klar und trüb, still und strömend – unzählige Varianten und Kombinationen einer Wasserlandschaft! Und überallhin gab es Verbindungswege.

Die beiden Donaudämme haben also die Fische von ihren Laichplätzen getrennt. Ein rumänischer Fischereifachmann hat dies einmal sehr klar verdeutlicht, als er sich auf einer internationalen Tagung für die Donauregulierung bedankte. Weil nämlich durch sie die Donau zum raschfließenden Kanal geworden sei, würden nun viele Fische zum Abwandern gezwungen, und außerdem würden auch nahrhafte Abfallprodukte auf raschestem Wege stromabwärts geführt, was der rumänischen Fischerei sehr zustatten käme. Das war deutlich genug. Der Plan, das Donauwasser zur Beseitigung größerer Hochwassergefahren möglichst schnell meerwärts zu befördern, ist voll geglückt – nur strömte auch der Segen talwärts.

Da klagt man über Dürre und Trockenheit in den einstmals fruchtbaren Gebieten jenseits der Auen, wundert sich vielfach, daß Steppentiere wie Ziesel, Hamster und Gottesanbeterin sich mehr und mehr verbreiten, unmittelbar an den verbliebenen schmalen Augürtel heranrücken – ja warum sollten sie es nicht? Es fehlt doch das Wasser, der Segen des Stromes. Strom der Güte und des Todes – man hat den Tod beschnitten und die Güte auch. Hätte man den Altwässern eine Verbindung mit dem Strom belassen, dann wären auch Segen und Güte geblieben. Aber die Techniker hatten eben keine Ahnung, daß es große Fische nur in großen Gewässern gibt, daß der Fisch sich im Wachstum dem Lebensraum anpaßt. Und sie wußten auch nicht, daß in den seichten, stillstehenden, vom Strom getrennten Tümpeln in der Sommerhitze die Fische manchmal zu Tausenden sterben würden.

Flach ist das Auland, da und dort von langen Gräben und Senken durchzogen. Das war das Paradies meiner Kinderjahre. Hier konnte man schleichen, sich verstecken, konnte beobachten, ohne selbst entdeckt zu werden. Höhlen haben wir in die sandigen Böschungen gegraben, unsichtbar im Gestrüpp verborgen. In spärlichen kleinen Tümpeln fingen wir Unken, Wasserfrösche und Kammolche. Nach Hochwässern gab es ab und zu auch zurückgebliebene Fische darinnen. Eine romantische Welt war das für uns Buben, und wir kannten alle heimlichen Plätze, versteckten Gräben in der Au. Wir freuten uns über sie und hatten keine Ahnung, daß sie eigentlich die alten Donauarme sind, und daß dort, wo wir ein paar winzige »Spennadler« aus Löchern und Tümpeln holten, einst die großen Fische standen.

Hütten und Krandaubeln am Donauufer – ein friedliches Bild, das zum Strom gehört wie die silbrigen Auen. Da ragt ein Holzgatter ein paar Meter in den Strom, um Mist und Treibholz abzufangen und das rasch ziehende Wasser zu bremsen. In Kehre und Gegenstrom dahinter ein überdachtes Boot oder eine kleine Bretterbude am Damm – und die große Daubel. Geruhsam rauchend sitzt der Fischer daneben, wartet ab, kurbelt das weitgespannte Netz herauf, bis es, vom Wasserzug befreit, hochwippt und eine Weile über den dahineilenden wirbelnden Fluten schwankt. Silbern tropft das Wasser ab – keine Beute darinnen. Mit stillem Seufzer gibt der Fischer die Kurbel wieder frei, und surrend fällt das Netz zurück in den Strom.

Das Daubeln ist eine ruhige Beschäftigung für Eigenbrötler, Arbeitslose und Pensionisten. Aber sie führen ein herrliches Leben unten in der Lobau zwischen Strom und Auwald, ungestört und großstadtfern. Im Gespräch mit ihnen wird deutlich, daß sie Zeit und Ruhe haben. Man kann sich zu ihnen in die Sonne legen und ruhig zwischen zwei Sätzen eine Stunde dösen. Auf Zeit kommt es hier nicht an. Sie wissen, wo die Bisamratten hausen, und manch einer macht sich mit dem Fang der braunfelligen Nager einen guten Nebenverdienst. Sie wissen auch, wo die Hechte stehen und wo die Enten ihre Jungen führen, wo der Eisvogel lauert und wo die Fasane nächtigen. Richtige Waldstrotter sind manche, sonnenverbrannt und stoppelbärtig. Ja, es ist ein eigenes Völkchen da in der unteren Lobau, die Siedler und Fischer,

die Klaubholzsammler und Waldgeher. Sie führen ihr eigenes Pionierleben abseits der zivilisierten Alltäglichkeit, und man kann von ihnen viel erfahren, wenn man sie kennt und sich gut steht mit ihnen. Sind arme Teufel allesamt, mißt man sie mit städtischen Maßen.

Mein Freund und ich hatten unser Boot an Land gehoben und lagen in der Sonne am Damm. Von allerlei sprachen wir mit dem alten Fischer, vom Fang, vom Wetter, vom weiten Weg und vom Kostenpunkt der Lizenz. Da zog von unten her niedrig über das Wasser mit hastigen Flügelschlägen ein großer schwarzer Vogel – ein Kormoran. Raoul deutete hinaus und meinte scherzhaft: »Die Konkurrenz!« Der Fischer nahm die ausgebrannte Pfeife aus dem Mund, spuckte herzlich aus und deutete mit dem Mundstück hinter sich zum Auwald hinüber: »Durt haben s' brüat früher . . .« Und nach einer Pause fügte er mit einem bösen Unterton hinzu: »Aber damit is's vorbei . . .«

»Und warum . . .?« fragte ich pro forma, obwohl ich es haarklein wußte, aber ich wollte die Ansichten des Fischers hören, um mit ihm darüber näher ins Gespräch zu kommen.

Meine Frage schien ihm Stichwort zu sein, denn sofort legte er los und tischte bereitwilligst sämtliche Anschuldigungen und Märchen auf, die jemals über Kormorane erzählt worden sind. Richtig in Rage redete er sich und war einfach nicht zu bremsen.

»Fünf Kilo Fisch frißt so a Luder am Tag wie nix – aner größer wie der andere! Wird kane Fisch in der Donau geben, bevr die Lackeln net furt san. Dabei züchten s' wie Könighasen. Die Nester hamma alle hin gmacht. A paar Jahrln is scho her, aber allweil kummen s' no und mechtn neu anfangen. Aber da wird nix draus – wär ja die Fischerei hin!«

Hatte er mich anfangs überhaupt nicht zu Wort kommen lassen, so tat er jetzt jedes meiner Gegenargumente einfach ab. Ich schien ihm überhaupt nicht berechtigt, auch nur ein Wort über den Kormoran zu sagen. »Schaun S', Se san a Paddler – Se bewundern die Natur« – die letzten drei Worte hatte er in betont feierlichem Schriftdeutsch ausgesprochen – »was verstengan Se von de Fisch? I bin a Fischer – vierzig Jahr' bin i auf der Donau – a alter Daubelfischer, jawohl – und Se wollen mir was darzöhl'n von an Kormoran? Wie alt san Se? Soviel Monat' leben Se no net, als was i scho Kormoran gsegn hab . . .«

Es war einfach nichts zu machen, und Raoul tippte mich leise von der Seite an. Laß ihn, wollte er damit sagen – es hat keinen Sinn. Nein, es hatte wirklich keinen Sinn, und wenn ich dennoch weitertritt, so geschah dies weniger, um den Mann zu überzeugen, sondern aus Zorn über so viel Ahnungslosigkeit. Aber es wurde nur schlimmer, und zum Schluß forderte er uns rundweg auf, weiterzufahren oder still zu sein. Da fuhren wir. Hinter uns zog der Kormoranfeind seine Daubel hoch, und wir sahen gerade noch eine kleine Rotfeder darinnen zappeln. Die Fischer würden wohl niemals einsehen, daß die Kormorane nicht Schuld haben am Rückgang der Fischbestände. Aber es ist schon so, wenn die Ware knapp wird, gönnt einer dem anderen nichts mehr und schiebt die Schuld allen in die Schuhe, nur nicht den Richtigen.

Alles bisher Erzählte geschah vor dem Zweiten Weltkrieg. Jahre später bekam ich wieder Streit wegen der Kormorane. Diesmal allerdings mit einem namhaften Autor, der schon viele Bücher geschrieben hatte und sich über meine schlechte Kritik empörte. Der Mann hatte da glattweg behauptet, ein Kormoran würde im Tag so viel Nahrung aufnehmen wie eine vierköpfige Menschenfamilie. Außerdem fräße er Schwalben in Mengen, brüte regelmäßig zweimal im Jahr und wäre somit ein ungeheurer Fischereischädling. Die schriftlich geführte Diskussion war seitens meines Widersachers zwar geringfügig höflicher als jene mündliche mit dem Fischer, aber die Grundeinstellung war doch die gleiche. »Ich habe meine Biologierigorosen mit Auszeichnung bestanden – und ich habe seit soundso vielen Jahren eine Jagdkarte – ich habe schon soundso viel geschrieben – und was haben Sie . . .?«

Mein Gott, man braucht doch wohl nur den zweiten Band von Heinroths Werk »Die Vögel Mitteleuropas« zu lesen – und wenn Heinroth vom Kormoran sagt, der fräße nur 75 Dekagramm Fische im Tag, so kann man ihm das glauben. Bis 2,5 Kilogramm wird ein Kormorann schwer, die Weibchen höchstens 2 Kilogramm. Wie sollte ein Vogel von dieser Größe das Doppelte des eigenen Gewichtes vertilgen? Bekanntlich fressen kleine Tiere verhältnismäßig mehr als große, denn bei ihnen ist das Verhältnis von Volumen zu Körperoberfläche ungünstiger und die Wärmeabgabe daher größer. Das hat schon im Jahre 1910 der Ornithologe Rörig experimentell nachgewiesen.

Da fressen zum Beispiel unsere kleinsten heimischen Vögel, nicht schwerer als 5 bis 9 Gramm, täglich 30 Prozent ihres Körpergewichtes (gerechnet in Trockensubstanz), ein 75 Gramm schwerer Star braucht nur mehr 12 Prozent, und Vögel von über 400 bis 500 Gramm Lebendgewicht gar nur noch 4 Prozent. Rechnet man zu dieser Trockensubstanz vier- bis fünfmal soviel Flüssigkeit dazu, um dem tatsächlichen Nahrungsgewicht nahe zu kommen, zeigt sich, daß nur die kleinsten Arten täglich mehr zu sich nehmen, als sie selbst schwer sind. Es ist einfach lächerlich zu behaupten, daß nun ausgerechnet der Kormoran in seinem ganzen Stoffwechselhaushalt vollkommen aus der Reihe tanzt und etwa sein doppeltes Eigengewicht pro Tag verzehrt. Und was wird ihm da nicht noch alles angedichtet! 40 Meter tief soll er tauchen können – dabei erbrachten genaue Untersuchungen eine maximale Tauchtiefe von 9,5 Meter! Auch bleibt der Kormoran höchstens einige Minuten unter Wasser. Er schwimmt nämlich mit seitlich abgehaltenen Flügeln, und da er seine Federn nicht so gut einfettet wie andere Tauchvögel, wird er natürlich sehr schnell naß. Wie oft sah ich doch Kormorane wie schwarze Wappenadler mit zum Trocknen seitlich abgehaltenen Flügeln auf Pfählen oder Steinen in der Sonne sitzen! Eindrücke, die ich nie vergessen werde.

Aber sogar in völliger Ruhe soll der Kormoran noch Unheil anrichten, indem er tieffliegende Schwalben wegfängt. Ein Autor beschrieb dies ganz genau und tat, als hätte er es selbst erlebt. In der uralten Brehm-Auflage von 1892 entdeckte ich dann den entsprechenden, ohne Namen eines Gewährsmannes zitierten Bericht. Ja, ja – es ist schon so, daß immer wieder Bücher über Tiere von Leuten geschrieben werden, die von ihnen nur so viel wissen, als schon in anderen Büchern steht. Wie ein Gerücht bauschen sich dann die Dinge auf, und wo Brehm sagt, der Kormoran nähme mehr Nahrung zu sich als ein Mensch, redet der nächste bereits von einer vierköpfigen Familie. So wird der Kormoran langsam zum gefährlichen Drachen, und wenn es noch lange weitergeht, wird man die Paddler vor ihm warnen, weil er ihnen Fleischstücke aus dem Leib reißt und Menschenkinder an seine Jungen verfüttert.

Wieder war eine schöne Zeitspanne verstrichen, wir schrieben 1950, da klingelte eines Tages kurz vor Pfingsten auf dem Wilhelminenberg das Telefon. Im Moment war ich von dem Anruf gar nicht sehr begeistert, weil gerade ein neugeborener Reiher abzuwägen und mit Zirkel und Lineal zu messen war. In der linken Hand den Reiher, in der rechten den Zirkel, preßte ich den Hörer mit der Schulter gegen das Ohr und meldete mich mißmutig. Jetzt wird bestimmt jemand mitteilen, daß im Stadtpark oder am Laaerberg eine Krähe gerade ein Finkennest plündert, weswegen wir sofort hinkommen und helfen sollen, denn die Feuerwehr hat sich geweigert, es zu tun! Dieses oder ähnliches dachte ich bei mir, denn derartige Anrufe sind Alltäglichkeit. Aber ausnahmsweise sollte es anders kommen:

»Im Gebiet von Zwentendorf besteht eine kleine Kormorankolonie. Die Fischer haben angesucht, man möge die Vögel abschießen – könnten Sie sich die Sache nicht anschauen und in der Zeitung darüber berichten, ob dort wirklich die Fischerei geschädigt wird?«

Und ob ich das konnte! Mit größter Begeisterung klingelte ich bei meinem alten Freund

Karli an. »Kannst du fahren . . .?« Und ob er konnte! Drei Stunden später brausten wir zu zweit durchs Tullnerfeld.

Äcker, Wiesen, Äcker. Weitab rechts die Auen der Donau und links die Hänge des Wienerwaldes. Hin und wieder hoppelte ein Hase davon oder duckte sich ein erschrecktes Rebhuhn in eine Furche. Nichts konnte uns ablenken. Wir wollten zu den Kormoranen. Wir brannten schon darauf, die großen Vögel über uns fliegen zu sehen, freuten uns auf das vielstimmige Rufen und die großen Horste. Hinter Tulln bog ein Karrenweg ab zu einem kleinen Dörfchen. Wir hatten nur die Adresse eines alten Försters, der uns dann zur Kolonie bringen sollte. Es klappte wunderschön. Der Mann war zu Hause und sah aus wie der Förster im Bilderbuch. Gleich stieg er zu uns in den Wagen, rief seiner Frau ein paar erklärende Worte zu und erzählte uns dann, während er Karli über holprige Feldwege dirigierte, die ganze Geschichte der Kolonie. Wir waren hellauf begeistert. Allerdings sollte dieser Zustand nicht lange währen, und die große Enttäuschung folgte schlagartig. Meine Frage nämlich, wie man denn wohl am besten zu den Bäumen kommt, beantwortete er mit der freundlichen Mitteilung, daß wir da erst einmal ein Boot brauchen würden.

Ein Boot? Überrascht starrten wir dem Mann ins Gesicht, und Karli hätte vor Schreck beinahe einen Grenzstein mitgenommen. »No freilich«, erwiderte der Förster, »die Kolonie liegt ja am drüberen Ufer!« Da hatten wir also den Salat! »Ja«, tröstete uns der Förster, »ja, aber von herüber haben S' a wunderbare Aussicht auf die ganze Kolonie – nix is dazwischen, nur die Donau!« – »Nur die Donau«, echote Karl lakonisch. »Sonst gar nix«, ergänzte ich. Und es war auch kein Boot weit und breit, wie sich bald herausstellte, weder eine Zille noch ein Kajak. Zu blöd der ganze Mist – und dabei hätten wir doch nur ein Schlauchboot von Wien mitnehmen müssen!

Rotgolden stand die Sonne niedrig zwischen schmalen Wolkenbänken über den schon dämmrig düsteren Auwäldern, und von den kahlen Astzinken der höchsten Bäume hoben sich als schwarze Silhouetten die Kormorane ab. Da standen wir und staunten, und der Strom floß dahin als helles breites Band – singend, glucksend wie vor vielen Jahren. Schön war das, und es hätte des weichen Rotkehlchenliedes nicht mehr bedurft, um uns über die Enttäuschung wegzuhelfen.

Am nächsten Tag fuhren wir wieder hin. Zwar wollte Karli am Motor arbeiten, aber ich hatte ihm beigebracht, daß man zu Pfingsten besser an der Donau ist. Diesmal fuhren wir zu dritt. Während Karli und ich im Schlauchboot zur Kolonie ruderten, fuhr Ernstl mit dem Wagen nach Tulln hinunter, da wir mit dem etwas plumpen Boot ja nicht gegen den Strom fahren, sondern nur weiter unten wieder an Land gehen konnten. Alles schien klaglos zu gehen. Wir pumpten das Boot auf, setzten es aufs Wasser und ruderten los. Bald ließen wir uns treiben, bald steuerten wir ein bißchen und legten nach kaum 10 Minuten auf einer großen Schotterbank vor der Kolonie an. Hier war richtige Wildnis. Angeschwemmte Äste, festgeklemmt in niedrigem Weidenbuschwerk, grobes, in der Sonne weiß leuchtendes Schottergeröll, und der Damm dahinter überwuchert mit Büschen und hohen Goldruten. Die Kormorane waren bei unserer Landung natürlich sofort abgestrichen und zogen nun in kleinen Trupps über uns hin, schwenkten ein, verschwanden hinter den hohen Kronen und kamen wieder zurück, um neuerlich bei unserem Anblick abzuschwenken.

Durch Gras und Geranke, durch Gestrüpp und Brennesseln bahnten wir unseren Weg. Unter den Horstbäumen wuchsen überhaupt nur noch manns hohe Brennesseln, denn keine Pflanze außer ihnen verträgt den scharfen Kot der großen Vögel. Alte, vom Sturm herabgewehte Horste lagen vermodernd am Boden, dazwischen die Reste toter junger Kormorane,

und da und dort ein großer herabgefallener Fisch. Man mußte schon zugeben, daß es sich hier um ganz ordentliche Exemplare handelte, und wir fanden insgesamt drei Rotflosser, einer davon 40 Zentimeter lang. Das mußte jedes Fischerherz empören, besonders dann, wenn der Inhaber dieses Herzens vielleicht selbst nur gelegentlich einmal einen mittelgroßen Fisch an der Angel hat. Wie die Vögel es fertigbrachten, so große Fische zu fangen und zu verschlucken? Mein Gott – die Chinesen werden schon wissen, warum sie Kormorane zum Fischen abrichten. Die geben den Vögeln Ringe um den Hals, damit sie nur kleine Beute durch den Schlund bringen. Die großen apportieren sie dann im Schnabel, und der Fischer kann sie ihnen leicht abnehmen. Dutzende Kormorane haben die Leute auf ihren Booten und kommen auf billige Weise zu der ersehnten Nahrung, denn der Kormoran erhält ja nur sein Futter und keinen Arbeitslohn.

Was soll man nun aber wirklich einem Fischer sagen, der einem einen Riesenfisch unter die Nase hält und erklärt, den hätte ein Kormoran auf dem Gewissen? Soll man ihm sagen, daß das nur eine Ausnahme ist? Daß die Kormorane laut Heinroth gar nicht so schädlich sind? Der Mann mit dem stinkigen Fisch in der Hand wird einen auslachen und erklären, daß er auf eigene Faust Schluß machen wird mit den Schwarzfischern ohne Lizenz. Das Endergebnis sind dann wieder zerstörte Kolonien, abgeschlachtete Jungvögel und zerschlagene Eier. Man muß neue Beweise sammeln. Man müßte unwiderlegbare Argumente besitzen aus eigenster Anschauung.

»Sag, Karli – du bist doch einwandfrei der Leichtere von uns beiden und außerdem ein geübter Kletterer – könntest du nicht . . .?« Und ich deutete vielsagend zu den Horsten über uns. Karli weiß sofort Bescheid und hat erfaßt, daß ich zu Beobachtungszwecken ein paar junge Kormorane haben möchte. Sofort peilt er den günstigsten Stamm aus. Ja, die Graureiherhorste, die vereinzelt in der Kolonie stehen, wären ja leicht zu erreichen, aber die Kormorane sind alle ganz hoch oben in den letzten Astgabeln. Dennoch versucht er es. Es ist wahrlich kein Honiglecken, hier zu klettern. Die meisten Äste sind kahl, denn der scharfe Kot der Vögel bringt alles Grün zum Absterben. Ich muß auf die Lichtung hinaustreten, um Karli zu sehen. Das dichte Bodengestrüpp hindert die Sicht. Von oben über den Horstrand späht ein junger Kormoran nach dem Störenfried, zieht sich gleich wieder zurück und bleibt für den Rest der Aktion unsichtbar. Nach 20 Minuten Kletterei reicht Karli bereits mit der einen Hand bis knapp unter den Horst. Aber die toten, rindenlos glatten Äste vibrieren so eigen, daß einem von unten schon angst und bange werden kann. Sie haben nicht die weiche schwingende Elastizität des grünen Holzes, das einem Sicherheit verleiht und dessen Wiegen man so gerne spürt. Die dünnen zittern bei jeder Erschütterung, und man merkt ihre Bereitschaft zum Brechen und Splittern. Krach – ein Astzacken stürzt hinunter ins Buschwerk. Nein, das hat keinen Sinn. Karli schaut herunter – »nix gut«, ruft er mir zu und verzieht bedenklich den Mund. Dann tritt er den womöglich noch schwierigeren Rückweg an. Nach einer Viertelstunde steht er etwas ramponiert und zerschunden, aber aufatmend wieder auf festem Grund. »Zehn Kilo leichter müßt' man sein«, das ist alles, was er sagt.

»Mann gesucht, der zehn Kilo leichter ist als Karli, oder gut dressierter Affe« – das gäbe einen guten Text für ein Zeitungsinserat. Wir beratschlagten hin und her, während hoch über uns vereinzelt Kormorane kreisen. Es sind nur mehr wenige und auch die nicht in geordnetem Flug. Die Masse ist der langen Störung wegen fortgeflogen und treibt jetzt irgendwo auf der Donau dahin. Es ist höchste Zeit, die Kolonie zu verlassen.

Eine bleigraue Gewitterwand ist im Westen aufgezogen, türmt sich empor über die zackigen Kronen der dürrästigen Silberpappeln, greift mit dunklen Fetzen nach der Sonne – und schon

kommt Wind auf, rüttelt oben an den Horsten, fegt kalt über den Strom, gefolgt von ersten klatschenden Tropfen. Fort aus der Kolonie – die Altvögel müssen an die Horste, um die Jungen zu schützen. Wir hasten zum Boot, werfen unser Zeug hinein, schieben es in den Strom und fahren los, während schon der Regen niederprasselt. »Huii«, so fegt es über das graue, jetzt glanzlose Wasser, kräuselt Wellen darauf und wirft einen Kohlweißling gegen unser nasses Gummiboot, an dem er hilflos klebenbleibt. Stromauf kommen vor dem letzten Stück blauen Himmels drei schwarze Kreuze gezogen – die ersten heimkehrenden Kormorane! Dann sind es viele, zehn, zwanzig und mehr, die hastig ihren Horsten zufliegen, während wir ebenso eilig talwärts rudern. Eine halbe Stunde danach, als wir klatschnaß beim wartenden Wagen landen, spannt sich ein weiter, bunter Regenbogen über den Auwäldern hinter uns. Die Sonne scheint wieder.

Wie war das doch? Zehn Kilo leichter? Vielleicht würden auch fünf oder sechs genügen? Aber vielleicht ist er wirklich um zehn Kilo leichter – ich meine diesmal unseren Mitarbeiter Petz – und bei der Marine war er auch, also klettern muß er können . . .

»Du, Petz«, frage ich ihn auf dem Wilhelminenberg, »möchtest du nicht am Pfingstsonntag mit zu den Kormoranen kommen?« Und diesmal klappt alles von Anbeginn, Karli hat in seiner Werkstatt während der Nacht ein paar Haken zurechtgeklopft. Einen Hammer nimmt er mit, ein Seil – wir ziehen los, als ginge es an die Erstbesteigung eines gefährlichen Berggipfels. Und Petz schafft es auch wirklich. Er kommt bis an den Horst, wird unfreundlich in die Hand gehackt und läßt nach kurzer Auseinandersetzung den beinahe schon flüggen Jungvogel, der als letzter noch in der Nestmulde saß, in einem Sack an dem Seil hinunter. Dann erklettert er noch einen Baum. Für unsere Aufzuchtversuche benötigen wir wenigstens drei oder vier Vögel, und wenn die nicht in einem Horst sitzen, muß man sie eben aus zweien oder gar dreien holen. Petz hat die Aufgabe jedenfalls tadellos bewältigt.

Junge Kormorane sind die drolligsten Lebewesen, die man sich vorstellen kann. Ihr Körper erinnert an den einer etwas länglichen Ente, die Füße ähneln jenen der Pelikane, der Hals ist lang wie bei einer Gans, und das ganze kohlschwarz bedaute Wesen fühlt sich weich an wie ein Lämmchen. Wenn es hungrig ist, spreizt es seine schneeweiße Kehlhaut zu einem kleinen Sack vor, zittert mit dem Kopf hin und her und ruft dazu wie ein schlechtgeschmierter Schubkarren. Vier Stück dieser schwarzen Quietschfiguren brachten wir in die Station. Das jüngste Kormorankind war noch winzig klein und kaum vier Tage alt, das älteste hingegen hatte es nimmer weit bis zum Flüggewerden.

Die beiden größten wurden auf einen künstlichen Horst gesetzt, dessen Plattform aus einer runden, einem in die Erde gerammten Pfahl verkehrt aufgesetzten Tischplatte bestand. Dieses Bauwerk war im ersten Jahr der Station für Störche errichtet worden, diente später jungen Graureihern als »Wiege« und beherbergte nach den Kormoranen noch Kuhreihern. Heute ist es ein Sandbade- und Futterplatz für Bienenfresser. Wahrlich eine vielseitige Verwendung für einen alten Tisch, und ich glaube kaum, daß es in der Tischgeschichte viel Vergleichbares geben wird. Um die Sache möglichst kormorangerecht zu gestalten, wurden noch große, bizarre Äste einer dünnen Föhre darangenagelt, die Mulde mit Zweigen gepolstert, und eins, zwei, drei stand der künstliche Horst fertig da. Die beiden Vögel waren bald zahm, und es gefiel ihnen sichtlich in ihrer neuen Wohnung. Die Kleinen wurden einstweilen in ein transportables Kistchen gesetzt, denn wir konnten die noch Unbefiederten nachts nicht draußen lassen. Den Großen schadete natürlich weder Regen noch Wind. Auch in freier Natur werden sie in diesem Alter von den Eltern nicht mehr gehudert.

Es gab jetzt nur noch ein Problem für uns, das wichtigste von allen: Wie viele Fische fressen

unsere Kormorane? Im Betonbecken hatten wir 200 Kilogramm Donaufische aller Arten und Größen untergebracht, eine Waage stand bereit, Protokollheft und Bleistift – die Arbeit konnte beginnen.

An ihrem ersten Gefangenschaftstag wogen die Kormorane, der Größe nach geordnet, 19, 26, 77 und 152 Dekagramm. Ebenso der Reihe nach fraßen sie 11, 14, 29 und 47 Dekagramm Fische. 24 Stunden später wogen sie 21, 29, 90 und 159 Dekagramm, an Nahrung nahmen sie an diesem Tag 11, 11, 42 und 27 Dekagramm zu sich. Die Tierchen hatten also sichtlich Launen, denn genaugenommen hätten sie ja am zweiten Tag mehr fressen müssen als am ersten. Mit der Zeit spielte sich die Sache aber doch recht gut ein. Als der größte unserer Pfleglinge 190 Dekagramm erreichte, fraß er 81 Dekagramm Fische, was etwa der Hälfte seines Körpergewichtes entsprach. Das ist schon eine ganz gehörige Leistung. Dafür wog er am folgenden Tag 192 Dekagramm, fraß aber nur 50 Dekagramm Fisch, also rund ein Viertel seines Eigengewichtes. Daraufhin nahm er nicht zu, fraß aber am nächsten Tag 78 Dekagramm und stieg auf 196 Dekagramm Gewicht.

Gespannt erwarteten wir alle, was er nun vertilgen würde, aber der Vogel enttäuschte uns gewaltig. Sein Appetit nahm zusehends ab. Zwar schlug er den halben Tag lang eifrig mit seinen eigentlich schon fertigen Schwingen und tat ganz so, als wollte er im nächsten Augenblick auf und davon fliegen, dennoch aber stieg sein Hunger nicht, was man in Anbetracht der starken Anstrengung doch hätte annehmen sollen. 54 Dekagramm Fisch fraß er – und die nur mit Ach und Krach auf gutes Zureden. Am nächsten Tag wog er nur 190 Dekagramm. Sorgenvoll betrachteten wir unseren Vogel, denn einem Tierpfleger kann nichts Unangenehmeres passieren, als wenn ein junger, noch wachsender Vogel plötzlich an Gewicht verliert. Wir standen um den Kormoran herum, schauten ihn schief und gerade an, konnten aber keinerlei Krankheitszeichen an ihm bemerken. Weiterhin schlug er so eifrig mit den Flügeln, daß er sich kaum noch am Sitzast halten konnte, ja manchmal stieg er richtig ein paar Zentimeter in die Höhe, was ihn aber sichtlich erschreckte, denn er hörte dann sofort zu schlagen auf und setzte sich still in die Nestmulde. An diesem Tag fraß er gar nur mehr 40 Dekagramm. So viel hatte sein kleiner Stiefbruder mit 90 Dekagramm Eigengewicht, also der Hälfte des augenblicklichen Gewichtes unseres Hungerkünstlers, geschluckt.

Dabei zeigte das Sorgenkind keinerlei Federscharten, die ein untrügliches Zeichen für schlechte Ernährung sind. Federn pflegen sich nämlich während der Entwicklung in gleichmäßigem Tempo fortzuentwickeln, unabhängig vom Nahrungsangebot. Ist dieses zu gering, so wächst die Feder zwar so wie bisher, doch in dünnerer Ausführung. Es wird ein gleich großes Stück aus weniger Material gebaut. Hält man eine solche Feder gegen das Licht, so erkennt man die Hungertage ganz genau an den dünneren Stellen, den sogenannten Scharten, die sich quer hindurchziehen. Nun erhalten aber die für den Flug wichtigsten Federn, nämlich die Schwungfedern, am längsten genügend Baustoffe zugeführt, so daß zuerst das Kleingefieder, dann der Schwanz und zu allerletzt die Flügelfedern betroffen sind. Unser Kormoran hatte nicht einmal im Kleingefieder Scharten, was für besten Ernährungszustand zeugt, denn selbst in freier Wildbahn von ihren Eltern aufgezogene Vögel zeigen häufig genug einzelne Schadstellen im Kleingefieder. Zu dumm war die Sache mit dem Kormoran, wir beratschlagten hin und her und beschlossen dann, alles auf sich beruhen zu lassen und abzuwarten. Das war die klügste Idee des Tages.

Am nächsten Morgen wog unser Kormoran zwar nur 185 Dekagramm, machte aber seinen ersten Flug und fraß 65 Dekagramm Fisch. Ja, und bei diesem Gewicht ist es geblieben. Uns ging gewissermaßen eine Raketenfabrik mit Scheinwerferbeleuchtung auf. Die Angelegenheit

war plötzlich sonnenklar, und wir verfügten gleichzeitig über den schönsten Beweis für die Richtigkeit der von Heinroth angegebenen Nahrungsgewichte. Um es gleich vorwegzunehmen: die anderen drei Kormorane verhielten sich genau wie der erste.

Der Sachverhalt war folgender: Junge Vögel fressen während des Wachstums im Verhältnis zu ihrem Körpergewicht wesentlich mehr als erwachsene. Sie müssen ja nicht nur den Stoffwechsel bestreiten, sondern auch ständig aufbauen. Während des Wachstums der Kormorane entsprach die größte Nahrungsmenge dem halben Körpergewicht. Das ist relativ sehr viel, machte aber niemals ein volles Kilogramm aus. Kurz vor dem Flüggewerden sind die meisten Vögel dann viel zu schwer für die Tragfähigkeit ihrer Flügel und müssen nun abnehmen bis zum richtigen Gewicht. Dies haben wir nicht nur an Kormoranen, sondern auch an Reiher, Bienenfressern und vielen anderen beobachtet. Manche nordischen Lummen und Alke werden so schwer, daß sie vor Verlassen des Nistplatzes eine volle Woche überhaupt fasten. Diese fetten Nestlinge werden von den Bewohnern mancher Inseln getötet und getrocknet, mit einem Docht versehen und dann einfach als Tranlampe verwendet. So arg ist die Fettleibigkeit der Kormorane zwar nicht, aber eine kurze Abmagerungskur ist zum Abschluß ihrer Horstzeit doch unumgänglich. Ja, und mit dieser Tatsache sind alle Argumente, die besagen wollen, der Kormoran fräße pro Tag bis zu 4 Kilogramm Fische, über den Haufen geworfen. Kein erwachsener Vogel nimmt nach unseren Beobachtungen jemals so viel zu sich wie ein Nestling vor seiner Abmagerungskur. Was soll ich noch sagen? 1:0 für Heinroth gegen alle anderen!

Aber noch eine Frage war zu klären, nämlich die der Beutegröße. Ich muß zwar zugeben, daß ein Kormoran unter Umständen ganz ordentliche Brocken schluckt. Wir haben manchen Besucher in Erstaunen versetzt, wenn wir unseren schwarzen Ziehkinder stattliche Speisefische von 40 Zentimeter Gesamtlänge in den Schlund steckten, die dann scheinbar mühelos hinunterglitten. Um aber ehrlich zu sein: Die Zuschauer gerieten wohl in Erstaunen, die Kormorane aber hatten wenig Freude daran. Ihnen waren kleinere Fische zwischen 15 und maximal 30 Zentimeter Länge am liebsten. Wenn man nicht nachhelft, werfen sie größere einfach über den Horstrand hinunter. So ist es kein Wunder, daß Fischer ausgerechnet große Exemplare unter den Horstbäumen finden. Es sind jene Extremgrößen, die Kormoraneltern im Eifer des Gefechts für ihre Brut erbeuten, ohne einzukalkulieren, daß zwar sie selbst den Brocken gerade noch mit größter Mühe bewältigen könnten, die Kinder am Horst aber nicht. Begreiflich, daß der Fischer, der dann einen großen Karpfen oder Rotflosser verwesend auf dem Boden findet, empört über solche Verschwendung ist.

Eines Tages strich unser ältester Kormoran mit entenartig hastigem Flügelschlag vom Kunsthorst ab. Er hatte lange auf dem höchsten Astzacken mit den Flügeln geschlagen, dann aber hatte er plötzlich Wind unter die Schwingen bekommen, war geflogen, und in flachem Bogen ging es über die sich talwärts senkende Wiese davon. Schon im Geradeausflug gewann der Vogel an Höhe, denn der Wilhelminenberg ist eben einmal ein Berg und beinahe ringsherum von Tälern gesäumt. Ich kam gerade vom Teich herauf, als der Kormoran eifrig dem gegenüberliegenden Heuberg zustrebte. Überrascht und irgendwie ergriffen blieb ich stehen. Jetzt mußte es sich zeigen, ob man Kormorane frei fliegend halten kann! Der Vogel beschrieb einen weiten Bogen und flog, unverkennbar durch sein schwarzes kreuzförmiges Flugbild als Kormoran charakterisiert, hoch über unseren Bäumen in Gegenrichtung zum Liebhartstal. Aber wieder wendete er, diesmal jenseits des Schlosses, und entschwand dann meinen spähenden Blicken. Nach einer halben Stunde kam er vom Predigtstuhl her auf die Station zugebraust. Vielleicht fünf Minuten kreiste er so, und ich hatte den Eindruck, daß er



sich orientieren wollte, wie dies Störche und Reiher bei ihren ersten Flügen immer tun. Dann war er verschwunden. Ich wartete und schaute und wartete und schaute und begann letztlich sogar das gesamte Gelände abzusuchen. Der Kormoran blieb verschollen. Schöne Bescherung, dachte ich mir – jetzt macht der seinen ersten Flug und zieht gleich auf und davon, anstatt nach ein paar Minuten zu landen, wie es sich für einen anständigen Jungvogel gehört. Sorgen hat man mit den Kindern!

Nach etwa einer Stunde wurde draußen am Zaun gerufen. Erst reagierte ich nicht, denn es galt anscheinend keinem von uns. Dann tauchte innerhalb unseres Geländes ein Telefonarbeiter auf, schaute nach allen Seiten und brüllte laut »Hallo!«.

»Bitte schön – Sie wünschen?« rief ich zur offenen Tür hinaus.

»Geh'n S', da draußen vorm Tor steht a schwarzer Vogel und möcht eini, aber mir traun eam uns net angreifen, weil er so an großen Schnabel hat und peckt!«

Ja, das konnte nur der Kormoran sein, und mit einem innerlichen, um den Mann nicht zu erschrecken, völlig lautlosen Freudengeheul stürzte ich zum Tor. Tatsächlich – da saß frisch und munter, mit etwas staubigen Schwimmlatschen allerdings, »Watschker!«, unser ältester Kormoran. Als ich in seinem Blickfeld erschien, begann er sofort hungrig mit dem Kopf zu wackeln und nach Schubkarrenart zu quietschen. Ich sperrte ihm die Gittertür auf, und er trippelte kurzschrittig herein. Sofort hob ich ihn auf und untersuchte seine Flügel – alles in Ordnung, nichts gebrochen. Sonderbar, wirklich – da fliegt ein stolzer Kormoran vom Horst davon, kreist langmächtig über seinem »Koloniegebiet«, verschwindet dann und kehrt nach einer Stunde müde und staubig zu Fuß auf der Straße zurück. Vor allem ist natürlich überraschend, daß er genau wußte, wo man versuchen muß, hineinzukommen. Schön – der ganze lange Zaun ist mit Büschen verwachsen, und nur beim Tor sieht man in unser Gebiet, aber dennoch: die Leistung war gut.

Natürlich bekommt unser »Wandervogel« sofort einen Fisch und wird dann auf die Wasserfläche des Betonbeckens gesetzt. Es ist dies ein sehr großer, aber fast leerer und teilweise mit Weiden verwachsener ehemaliger Karpfenteich. Doch zu meinem größten Erstaunen will der Bursche weder schwimmen noch baden – er will heraus. Kurz entschlossen setzt er zum Flug an, kommt aber nicht hoch, sondern prallt nur gegen die senkrechte Wand. Etwas erstaunt und verdutzt guckt er sich um, watschelt dann bis in Teichmitte und versucht die Sache neuerlich. Es geht nicht. Quer über die ganze Breite des Betonbeckens, also über eine Strecke von rund 20 Meter, versucht er seinen Start und erreicht dennoch nicht das zweieinhalb Meter hohe Betonufer. Gut – es mögen die Windverhältnisse im Becken besonders ungünstig sein, und außerdem ist der Vogel noch sehr jung; aber erstaunlich ist die Sache für uns doch. Endlich beim sechsten Versuch kommt er knapp über die Kante, dreht sofort eine Kurve und zieht zwischen den Bäumen durch, über die Baracken weg auf die Wiese hinaus und weiter über den Andergraben zum Heuberg. Das ist die beste Ein- und Abflugschneise im Stationsgebiet. So flogen die Reiher jedes Jahr, so flogen die Löffler, die Enten und die Graugänse. Im anderen Geländeteil reicht der Wald bis hinunter zum Schilfteich.

Wieder ist der Kormoran in der Luft, wieder zieht er seine Kreise. Jetzt aber habe ich den Eindruck, daß er landen möchte und nicht kann. Er setzt richtig an, steuert gegen den Wind herein, steigt aber dann doch wieder hoch und kreist von neuem. Ungemütlich ist so etwas, denn es endet so leicht mit einer Bruchlandung oder dem Sichverfliegen. Man sieht es dem Vogel an, daß er der Situation einfach nicht gewachsen ist. Er weiß, wohin er gehört, aber er kommt nicht hin. Noch fünf Minuten dreht er Kreise, fliegt an, streicht ab, dann bleibt er fort. Ich weiß genau: irgendwo ist er zu Boden gegangen – aber wo? Es kann unten in der Stadt

sein, oder jenseits des Heuberges am Hanselteich, auf der Donau vielleicht oder in einer der zahlreichen Siedlungen ringsherum. Zur Sicherheit jedenfalls gehe ich vorerst zum Schilfteich hinunter – nichts. Im ganzen Stationsgebiet – nichts. Aber beim Tor vorn reden Leute. Da muß etwas los sein. Schon vom Rand des Betonbeckens aus sehe ich eine Gruppe Telefonarbeiter stehen – das kann sich nur um unseren Kormoran handeln. Und wirklich, Watschkerl ist wieder da! Er hängt fast schon oben am Gitter, zieht sich mit dem Kinn hinauf und hilft mit den großen Ruderfüßen eifrig nach. Ein letzter, kräftiger Klimmzug noch und – platsch! – liegt er herinnen auf dem Boden, rappelt sich auf, schüttelt sich, ordnet ein paar Schwungfedern, schüttelt sich nochmals und beginnt dann zu betteln. Watschkerl ist abermals auf der Straße gelandet, marschierend heimgekehrt und über den Zaun geklettert, ohne auf das Öffnen des Tors zu warten. Ich packte ihn fest unter meinen Arm und trug ihn auf kürzestem Weg zu seinem Horst.

Uns war aus wissenschaftlichen Gründen natürlich sehr an freifliegenden Kormoranen gelegen, und wir stellten es uns auch wunderschön vor, wie die Vögel auf dem großen Schilfteich einfallen und dort tauchen würden. Schon vor geraumer Zeit hatte ich mit Karli einen Baum gefällt und ins Wasser stürzen lassen, damit die Reiher darauf sitzen konnten. Auf diese dürrn, aus dem Wasser ragenden Äste hatte ich im Geist die schwarzen Kormorane projiziert und malte mir romantisch aus, was das für prachtvolle Fotos geben würde. Ja, ich muß gestehen, daß ich manchmal von da oder dort zu jenem toten Baum hinüberpeilte, ein Auge zukniff und mit dem anderen Auge Vordergrund und Hintergrund abschätzte. Das muß man nämlich tun, wenn man schöne Bilder haben will – und ich war wild entschlossen, solche von unseren Schwarzen zu bekommen. Aber bekommen habe ich sie nie.

Am nächsten Morgen fehlte der älteste Kormoran. Erst nahmen wir die Sache nicht so tragisch und schauten nur gelegentlich auf die Straße hinaus, aber als er gegen Mittag noch nicht zurückgekommen war, machten wir uns allmählich Sorgen. Immer wieder blickten Lilli oder ich am Nachmittag zum klaren Himmel auf, ob da nicht zufällig ein schwarzes Kreuz vorüberzöge, doch nichts war zu sehen außer den kreisenden Bussarden. Am Abend blieb der Sitzast auf dem Horstbaum leer, und als auch am nächsten Morgen der Kormoran nicht zur Fütterung kam, waren wir alle überzeugt, daß er nur verunglückt sein konnte. Auch die Tierpflegerin Minnerl trauerte sehr um den großen Vogel, obwohl sein Verschwinden für sie eine Erleichterung bedeuten mußte. Dies kann in vollem Umfang nur erfassen, wer jemals längere Zeit einen zahmen Kormoran betreut hat. Kormorane haben nämlich an der Schnabelspitze einen beachtlichen Haken, und wenn sie hungrig sind, fassen sie einen mit ihrem gefährlichen Fischereigerät an der Hand und zerren ganz ordentlich daran herum. Blutige Striemen und Kratzer hat das zur Folge, und bald ist man so weit, daß man den lieblichen Tierchen die Fische immer aus größerer Entfernung zuwirft, damit man sie sich vom Leibe hält. In Ermangelung von Händen packen sie sogar auch Beine oder was ihnen sonst vor die hungrigen Schnäbel kommt. Übrigens sind Kormorane vollendete Akrobaten und fangen geworfene Fische mit einer Geschicklichkeit, die einer Zirkusnummer würdig wäre.

Ja, unser ältester Kormoran hatte sich endgültig von der Heimat seiner Jugend losgesagt. Als der nächstjüngere zu fliegen begann, gaben wir ihn vorsorglich in den Tiergarten Schönbrunn. Dafür legten wir all unser Augenmerk auf die zwei Kleinen. Wir hatten nämlich die komische Vorstellung, daß die beiden, fast von Geburt an auf dem Wilhelminenberg lebend, uns treu bleiben und sich nicht davonmachen würden. Diese mehr gefühls- als verstandesmäßig aufgekommene Ansicht war einfach da, und wir vertrauten auf sie, bis die kleinen Kormorane groß und fluglustig waren. Da zog eines schönen Vormittags der ältere

von beiden schräg über das Barackendach davon, schlug weite Bogen, genau wie der erste Vogel, wollte zur Landung ansetzen, riß sich wieder hoch und verschwand auf Nimmerwiedersehen. In diesem Augenblick brach unsere Hoffnung, auf die wir uns so fest gestützt hatten, zusammen. Wir lagen psychisch auf der Erde. Was tun? hieß die Frage. Keinen mehr fliegen lassen! lautete die Antwort.

Kurz entschlossen packten wir den vierten, als er mehr und mehr mit den Schwingen zu schlagen und sich schon ein wenig vom Sitzast zu heben begann, in eine Kiste, adressierten sie nach Innsbruck an Herrn Hans Psenner, den wir als guten Tierfachmann kannten und der sich schon lange einen Kormoran gewünscht hatte. Mit dem Abendzug ging die Bahnexpressen- dung ab. Das war das Ende der Wilhelminenberger Kormoranhaltung.

Aber es war nicht das Ende unserer Untersuchungen. Da kannten wir also die Nahrungs- menge und die ungefähre Größe der Beutefische. Wir wußten, wie ein Kormoran wächst, wie rasch sein Gewicht zunimmt und wieviel er von klein an jeden Tag verbraucht – aber warum er bei uns nach dem Flüggewerden nicht zum Horst zurückkommt, davon hatten wir keine blasse Ahnung. Und so fuhr ich denn wieder einmal zur Zwentendorfer Kolonie mit der Hoffnung auf Erleuchtung. Fast war es wie im Märchen, wo manchmal Kinder, Hirten, Prinzen oder arme Leute mit besonders heiklen Problemen zu Froschkönigen, weißen Hirschen, Elfenkom- mandeusen, weißen Karpfen oder alten Hexen gehen, um sich Rat zu holen. Wieder trieben Karli und ich, vor uns hinträumend, im Schlauchboot den Strom hinunter an den grauen Kulissen der Auwälder vorbei. Da meinte Karli so ganz am Rande – eben weil er gerade an diesem Tag etwas knapp mit Zeit und wir beide wie immer knapp mit Geld und somit auch arm an Autosprit waren – ja, da meinte er also, daß es doch wirklich nett wäre, wenn sich die Donau um den Wilhelminenberg schlängelte oder wenigstens die Station an der Donau läge. So gleich neben der Kormorankolonie. Ich streckte mich und grunzte nur hervor, daß er dann seinen Volkswagen in ein Motorboot umbauen müßte. Das hätte ich natürlich nicht sagen dürfen, denn Karli greift derartige Ideen immer prompt auf, spinnt sie weiter und steht eines Tages mit konkreten Plänen vor der Tür. »Schwimmwagen« war diesmal seine Antwort, und schon entwarf er die Möglichkeiten, wie er auf der Savoyenstraße beziehungsweise auf der Donau . . .

Da wurde ich plötzlich hellwach. Donau – Savoyenstraße – Donau – Savoyenstraße – kreiste es in meinem Hirn herum, und dann rastete es hörbar ein: Kormoran! »Jawohl, Karli, der Kormoran hat die Savoyenstraße für die Donau angeschaut!« Karli war sprachlos, und ich sah direkt, wie bei ihm die Zündung versagte. Aber ich palaverte weiter: »Natürlich hat der Vogel nicht gewußt, was die Donau ist, aber das lange helle Band hat ihm angeborenermaßen gefallen – die Straße, sie war wie ein Fluß, sie war die gottgewollte Landepiste für ihn!« Zack – zack – zack – rasteten die Gedanken ein, und alles war plötzlich grenzenlos einfach. Jetzt war mein Redefluß nicht mehr zu bremsen:

»Kormorane sind Bewohner weiter, offener Wasserflächen. Ströme, weite Seen, das Meer – da tauchen, fischen und fliegen sie. Diese Vögel brauchen freien Raum um sich, weswegen sie ja auch immer hoch oben auf den höchsten Baumspitzen brüten. Freier Anflug, freier Abflug, weite Start- und Landebahnen – das brauchen sie und nicht das unübersichtliche Wald- und Wiesengelände des Wilhelminenberges. Unser erster Kormoran hat ja direkt Verstandeswun- der geleistet, als er zwar auf der Straße landete, dann aber zu Fuß nach Hause watschelte! Er konnte den tief zwischen Bäumen eingebetteten Horst aus der Luft nicht erreichen und wollte doch hin. Mein Gott, daß mir das nicht gleich eingefallen ist! So engstirnig kann einer werden, der dauernd nur mit Reihern zu tun hat, die natürlich zu sehr steilen Sinkflügen befähigt sind,

um zwischen Bäumen oder an kleinen Tümpeln landen zu können. Tadellos flogen unsere Silber- und Purpureiher vom Betonbecken durch den Wald hinunter zum Teich, obwohl sie immer noch als Vögel der offenen schilfbestandenen Lagunenseen gelten können. Grau- und Nachtreiher, das sind die richtigen Auwaldbewohner, denen Altwässer und sumpfige Wiesen ihre Nahrung bieten, die geschickt zwischen Bäumen durchschwenken und fast senkrecht starten und landen können.

Ganz anders der Kormoran! Allein schon sein rascher, hastiger Flug charakterisiert ihn als Vogel offenen Geländes. Es wäre ja auch ökologisch unzweckmäßig, wenn es in den Stromauen zwei verschiedene Fischfressertypen gäbe, die an gleichen Plätzen jagen. O nein, viel feiner hat sich die Tierwelt der Landschaft angepaßt! Da lauert der Graureiher als Oberflächenfischer an Tümpeln und schmalen Wasserarmen, während der Kormoran im tiefen Strom, in den großen Buchten und den breiten Gerinnen nach Beute taucht. Darum darf man die beiden aber auch nicht aus der gleichen Perspektive betrachten. Sie sind Spezialisten, von denen jeder sein Handwerk an anderem Ort und in anderer Weise ausübt!«

Richtig in Hitze habe ich mich geredet, und Karli hat schön still zugehört, ohne daß ihn meine Überlegungen besonders in Feuer gebracht hätten. »Wie mit den Autos ist das«, meint er jetzt sachlich, »da gibt es Rennautos und kleine wendige Straßenwanzen – die einen fahren blitzschnell geradeaus und die anderen wuzeln sich durch den Verkehr und durch die winkeligsten Gassen – und außerdem sind wir bereits in der Kolonie. Vorsicht, wir müssen in die Kehre steuern!« Ja, und da hielten wir wieder an der sonnenweißen Schotterbank, während über uns die schwarzen Vögel von ihren Horsten aufstiegen.

Anders sieht es jetzt in der Kolonie aus als im frühen Sommer. Die Jungen sind flügge geworden, kreisen hoch über den Horsten. Weiß gekalkt die Bäume bis hinunter zum Boden, und übler Aasgeruch liegt stellenweise in der Luft. Viele der schwarzen Kerle sind in den Horsten gestorben oder auch abgestürzt und zwischen Gestrüpp und Brennesseln kläglich zugrunde gegangen. Verweste, halbverdaute Fische unter den Horsten, Fliegensummen, ein paar schwarze Totengräber, und ab und zu das helle Zwitschern von Spitzmäusen. Mächtig angekurbelt hat die Kolonie mit ihrem vielen Abfall das kleine Leben auf dem Erdboden. Karli jagt sich mit einer raschen Handbewegung einen dicken Brummer aus dem Gesicht. »Herrliche Gerüche« – dabei schnuppert er demonstrativ in der Gegend herum – »ein Hochwasser müßte kommen, damit der ganze Dreck rausgeschwemmt wird.«

Ja, ein Hochwasser! Oh, es wird schon kommen – im Herbst vielleicht, wenn es viel regnet, oder im Frühjahr nach der Schneeschmelze. Das Wasser wird steigen, wird über den Damm rinnen, die Gräben der Auen füllen, wird anschwellen und forttragen – wird wieder absinken und die Auen gereinigt freigeben. Nichts wird zurückbleiben als die grauen Flutmarken an den Bäumen, die wie ein geheimnisvoller Nebelschleier um alle Stämme liegen und den Auboden beinahe dunstig erscheinen lassen. Fortgespült ist dann auch der Schmutz der Kormorankolonie. Und was das Hochwasser nicht schaffen konnte, das tun Regen und Schnee. Wenn dann im Frühling die schwarzen Brutvögel wiederkommen, ist alles sauber und rein. Der Schmutz wird im Wasser zur Nahrung für Myriaden kleinster Organismen, die selbst wieder Existenzbasis sind für größere.

Nahrungskette – ein schöner Begriff, den man sich einmal an Hand eines konkreten Beispiels vor Augen führen muß, um zu erkennen, was dahintersteckt: Das Plankton, wie man die kleinen im Wasser frei schwimmenden Organismen nennt, lebt also von verwesenden Abfällen, von im Wasser gelöstem Kot der Vögel, von Fäulnisstoffen der Nahrungsreste und Kadaver und schließlich von allem, was der Strom so mit sich trägt und in den Tümpeln

ablagert. Das Plankton ernährt die Jungfische, und diese wiederum werden größeren Fischen, diversen Vögeln, Würfel- oder auch Ringelnattern und anderen Jägern zur Beute. Die großen Fische bilden den Speisezettel der Kormorane, und von ebendiesen werden sie wiederum zu Exkrementen und Abfall verarbeitet, auf den sich sofort jenes Plankton stürzt, das den Jungfischen als Nahrung dient. So schließt sich der ewige Kreis. Nahrungskette, da hängt eines vom anderen ab, ist aneinandergeschlossen wie die Glieder einer Kette, die selbst nur ein Kettenglied in der höheren Ordnung darstellt. Kein Stück ist da sinnlos, und alles hat seinen Platz – der Fisch, die zahllosen kleinen Daphnien und Cyclops, der Reiher und der Kormoran.

Habt keine Angst, ihr Vögel dort oben – ihr jungen mit dem weißen Brustgefieder, die ihr vor Tagen erst die Horste verliebet, und auch ihr alten grünschwarz schillernden Taucher und Flieger – wir verlassen schon wieder euer Reich, eure Stromau. Hier seid ihr zu Hause, hier sollt ihr bleiben und leben, solange der Strom lebt. Ihr gehört hierher wie die alten Silberpappeln, wie Reiher und Milane, wie die Dörfer, die Boote, die Fischer mit ihren Daubeln – und wie das ewige Singen und Wirbeln des talwärts ziehenden Wassers. Fliegt zu, aber haltet dem Strom die Treue, damit er romantisch bleibt und sein Rauschen nicht einsam wird und die Aulandschaft leer . . .

---

*Dieser kurze sachliche Bericht aus dem Jahr 1984 entstand aus den letzten Kämpfen um das Donaukraftwerk Hainburg. Koenig weiß genau, was an der Donau alles verloren ging, und er kämpft mit dem Reservoir seiner ethologischen Kenntnisse und ökologischen Erfahrungen dafür, daß diese Auen wieder zu dem werden, was sie in seiner Jugend waren. Hier stehen nicht mehr Rainer Maria Rilke und Manfred Hausmann dahinter, sondern Oskar Heinroth und Konrad Lorenz, in deren wissenschaftlichem Vorkriegs-Briefwechsel immer wieder die Pläne zur Schaffung von freifliegenden Kormorankolonien bei Altenberg zur Sprache kamen.*

## *Zur Wiederansiedlung des Kormorans*

In den Jahren nach 1960 verschwand der Kormoran als Brutvogel aus den Auegebieten entlang der österreichischen Donau. Wohl streifen die Vögel noch heute von dem großen Überwinterungsplatz unterhalb Thebens und von den tschechischen Brutplätzen her die Donau aufwärts bis in den Raum Enns, aber es gibt keine sicher nachgewiesene Kolonie. Dem wollte das »Institut für angewandte Öko-Ethologie« Abhilfe schaffen, liegt es doch im Sinne eines modernen Naturschutzes, einen möglichst hohen Artenreichtum zu erhalten und verdrängte oder gar gefährdete Tierformen wieder anzusiedeln.

Gerade der Kormoran war neben dem Graureiher immer einer der charakteristischsten und auffälligsten Vögel im Stromgebiet. Es ist nicht einzusehen, daß die relativ kleine Bevölkerungsgruppe der Sportfischer – Berufsfischer gibt es an der Donau kaum noch – das alleinige Recht haben soll, auf Grund rein persönlicher Vergnügungsinteressen über Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer Tierart zu entscheiden. Noch dazu über eine, die wohl bereits länger an der Donau lebt als der fischende Mensch. Bedenkt man, daß durch die Zivilisation Jahr für Jahr zahlreiche Tierarten unwiederbringlich ausgerottet werden und daß von dem,

was älteren Menschen vertraute Umwelt war, nur noch Reste an Nachfolgenerationen vererbt werden können, hat man die Pflicht, in jedem nur irgend möglichen Fall für die Rettung von Tierarten zu kämpfen, selbst dann, wenn dies für manche einen Verzicht auf bestimmte Annehmlichkeiten bedeuten sollte. Der Kormoran muß wieder gesicherter Brutvogel an der Donau werden!

Die Voraussetzung für eine Wiederansiedlung wurde in Zusammenarbeit zwischen dem Institut für angewandte Öko-Ethologie, der Verbundgesellschaft, den Ennskraftwerken und den Donaukraftwerken geschaffen. Wichtige Vorarbeiten leistete der Vogelpark Schmidling bei Wels, der gemeinsam mit der Institutsabteilung Staning Kormoran-Zuchtgruppen heranzog. Den Grundstock an Vögeln stellten die zoologischen Gärten Nürnberg und München zur Verfügung, in denen die Zucht tadellos funktioniert. Nürnberg besitzt sogar eine gut eingewöhnte freifliegende Kolonie.

Die Ansiedlungsmethode ist einfach. Man hält flügelbeschnittene Kormorane auf geeigneten Gehegeteichen und läßt sie dort brüten. Die flügge gewordenen Jungen schwärmen dann in die Umgebung aus. Einige von ihnen kehren in den nächsten Jahren an den Geburtsort zurück und gründen dort Nester. Durch dieses neuentstandene Kormoranzentrum werden dann auch freilebende Durchzieher angelockt. Bei konsequenter Betreuungsarbeit und Fütterung kann so nach einigen Jahren eine feste Freikolonie entstehen. Die Methode ist vielerorts erprobt und bedarf keiner Diskussion. Auch Konrad Lorenz plante schon vor dem Krieg, als er in seinem Heimatort Altenberg eine ethologische Forschungsstelle aufbauen wollte, eine zahm freifliegende Kormorankolonie mit ein.

Der Krieg hat all diese Pläne zunichte gemacht. Doch im Jahre 1984 gelang es dank finanzieller Förderung durch die Donaukraftwerke, gegenüber von Altenberg einen äußerst zweckmäßigen Stützpunkt zur Ansiedlung von Kormoranen aufzubauen, der zur Erinnerung an den großen Ornithologen und Begründer der Verhaltensforschung den Namen »Ethologische Forschungsstelle Oskar Heinroth« erhielt. Dort leben jetzt auf einem etwa 90 Meter langen, 30 Meter breiten und 2 Meter tiefen, mit Baumstämmen und Sandinseln strukturierten Teich 10 Kormorane, die wir vom Tierpark Herberstein erhielten. Im Wasser schwimmen reichlich Fische, deren Bestand von einer Fischzuchtanstalt regelmäßig ergänzt wird. Von der etwas erhöht darüber errichteten Wohn- und Arbeitshütte aus ist gut zu beobachten, wie die Vögel tauchen, einander begrüßen und Nistmaterial übergeben, Anzeichen dafür, daß sie sich wohl fühlen und im kommenden Frühjahr auch wahrscheinlich schon brüten werden.

Der Winter bringt den Kormoranen keine Gefahr, denn das Offenbleiben der Teichoberfläche ist durch den Zufluß von Frischwasser und drei Umlaufpumpen gewährleistet. Die günstige Lage des Beobachtungsstützpunktes und die reiche Gelände- und Teichstrukturierung wird es ermöglichen, hier nicht nur Kormorane, sondern auch andere Vögel in der näheren und weiteren Umgebung zu studieren. Gegenüber von Greifenstein und Altenberg, am Rande des größten geschlossenen Auegebietes in Mitteleuropa, ist somit eine neue Forschungsstelle entstanden, die dem Naturschutz und der Verhaltensforschung gleichermaßen dient.

*(Verbindungstexte S. 37–70: Lilli Koenig)*

# *Bibliografie Otto Koenig*

## *I. Zeitschriftenbeiträge, Bücher*

1. 1937: Aus einem kleinen Paradies. Hain (Zeitschrift des Österreichischen Naturschutzbundes), Folge 2, S. 18–20.
2. 1937: Die Vogelwelt am Neusiedler See (Burgenland). Österreichische Woche, Nr. 48, S. 6.
3. 1939: Porträt und Kunstlicht. Der Lichtbildner, Jg. 34, S. 329–336.
4. 1939: Familienleben in Schilf und Rohr. Frau und Mutter, 2. Maiheft, S. 13.
5. 1939: Wunderland der wilden Vögel. 99 S. Verlag Gottschammel und Hammer, Wien (Buch).
6. 1939: Rallen im Sumpf. Blätter für Naturkunde und Naturschutz, S. 172–175.
7. 1939: Makrofotografie unter Wasser. Der Lichtbildner, Jg. 35, H. 6, S. 6, 10.
8. 1943: Rallen und Bartmeisen. Niederdonau – Natur und Kultur, H. 25, S. 5–63, Tafeln I–XII.
9. 1946: Briefe aus dem Süden. 133 S. Scholle-Verlag, Wien (Buch).
10. 1946: Ornithologische Nachkriegsbeobachtungen am Neusiedler See. Aquila, LI–LIV, S. 96–98.
11. 1946: Verstandesleistungen bei Scheibenbarschen. Umwelt, Jg. 1, H. 1, S. 22.
12. 1947: Anormales Verhalten bei Pterophyllen. Umwelt, Jg. 1, H. 2, S. 64–65.
13. 1947: Die Psyche des Menschen. Umwelt, Jg. 1, H. 2, S. 87.
14. 1947: Neue Wege in der Aquarientechnik. Umwelt, Jg. 1, H. 2, S. 88–89.
15. 1947: Kleine Geschichte um ein Reh. Umwelt, Jg. 1, H. 3, S. 128–129.
16. 1947: Grundsätzliches zu Tierfang, Tierhandel, Tierhaltung. Umwelt, Jg. 1, H. 3, S. 134–135.
17. 1947: Biologie und Schule. Umwelt, Jg. 1, H. 3, S. 138–139.
18. 1947: Urform und Entwicklung des menschlichen Imponiergehagens. Umwelt, Jg. 1, H. 4, S. 180–181.
19. 1947: Imkerei und Naturschutz. Umwelt, Jg. 1, H. 4, S. 187.
20. 1947: Aufzucht von Putenküken. Umwelt, Jg. 1, H. 4, S. 187.
21. 1947: Vom Wesen der Vereine. Umwelt, Jg. 1, H. 4, S. 191.
22. 1947: Das Verhalten der Bartmeise. Umwelt, Jg. 1, H. 5, S. 220.
23. 1947: Vögel im Rohrwald. Umwelt, Jg. 1, H. 6, S. 256–258.
24. 1947: Säugetiere am Neusiedler See. Umwelt, Jg. 1, H. 6, S. 262–263.
25. 1947: Aufzucht von Vögeln in freier Wildbahn. Umwelt, Jg. 1, H. 6, S. 268.
26. 1947: Bei uns und anderswo. Umwelt, Jg. 1, H. 6, S. 269.
27. 1947: Brutpflege – Beobachtungen an Makropoden. Umwelt, Jg. 1, H. 7, S. 289.
28. 1947: Einbürgerung ausländischer Säuger. Umwelt, Jg. 1, H. 10, S. 400–401.
29. 1948: Umwelt und Verstand. Umwelt, Jg. 2, H. 1, S. 4–5.
30. 1948: Bewegungsweise von Pantoffeltierchen in natürlicher Umwelt (gemeinsam mit F. Haiderer, R. Kirchshofer, L. Koenig, K. Palat). Umwelt, Jg. 2, H. 2, S. 1–4.
31. 1948: Gestalt und Leistung. Umwelt, Jg. 2, H. 3, S. 12–14.
32. 1948: Schema Artgenosse. Umwelt, Jg. 2, H. 3, S. 14–15.
33. 1949: Über die Schädlichkeit der Reiherarten. Österreichs Weidwerk, H. 12, S. 113–114.
34. 1949: Weg ins Schilf, Erlebnisse mit Tieren. 181 S. Ullstein-Verlag, Wien (Buch).

35. 1950: Zucht der Bartmeise in Gefangenschaft. Zoologische Informationen, Nr. 2, S. 1.
36. 1950: Beitrag zur Fortbewegung der Eidechsen. Zoologische Informationen, Nr. 2, S. 2.
37. 1950: Beobachtungen über die Bedeutung der Bankiva-Kükenzeichnung. Zoologische Informationen, Nr. 3, S. 3–4.
38. 1951: Das Aktionssystem der Bartmeise (*Panurus biarmicus* L.), Teil 1. Österreichische Zoologische Zeitschrift, Bd. III, S. 1–82.
39. 1951: Das Aktionssystem der Bartmeise (*Panurus biarmicus* L.), Teil 2. Österreichische Zoologische Zeitschrift, Bd. III, S. 247–325.
40. 1952: Ökologie und Verhalten der Vögel des Neusiedlersee-Schilfgürtels. Journal für Ornithologie, Bd. 93, S. 207–289.
41. 1952: Auf sonnigen Straßen. Erlebnisse mit Tieren und Menschen in Italien. 205 S. Büchergilde Gutenberg, Wien (Buch).
42. 1952: Erlebnis mit einer Zwergrohrdommel. Du (Schweizerische Monatsschrift), Jg. 12, H. 10, S. 21–27.
43. 1953: Individualität und Persönlichkeitsbildung bei Reihern. Journal für Ornithologie, Bd. 94, S. 315–341.
44. 1953: Die biologischen Grundlagen des Symbolbegriffes. Studium Generale, Jg. 6, S. 185–194.
45. 1954: Tierkinderpsychologie – ein neuer Forschungszweig. Kontinente, Jg. 8, S. 16–21.
46. 1956: Tierkinder und Kinderpsychologie. Du (Schweizerische Monatsschrift), Jg. 16, H. 4, S. 47–50.
47. 1957: Neue Wärmestrahler für die Tierhaltung. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, Nr. 1, S. 1–8.
48. 1957: Werden und Wesen des Menschen aus der Perspektive der vergleichenden Verhaltensforschung. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 87, S. 87–90.
49. 1957: Erfahrungen mit Korallenfischen. Die Aquarien- und Terrarien-Zeitschrift (DATZ), Jg. 10, S. 156–158.
50. 1958: Beobachtungen am Textorweber. Die Gefiederte Welt, Jg. 82, S. 101–103.
51. 1958: Tiergärtnerei. Der Anblick. Jg. 13, S. 69–70.
52. 1959: Ein Beitrag zur Fortpflanzungsbiologie von *Dasyllus trimaculatus*. Die Aquarien- und Terrarien-Zeitschrift (DATZ), Jg. 11, S. 107–111.
53. 1959: Die Pflege von Kolibris und Nektarvögeln in Gefangenschaft. Die Gefiederte Welt, Jg. 14, S. 161–163.
54. 1959: Angeborene Verhaltensweisen und Werbung. Bericht 6. Werbewirtschaftliche Tagung in Wien, S. 94–100.
55. 1959: Die ökologische Einpassung der Schreitvögel des Neusiedler Sees. Landschaft Neusiedler See, Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 23, S. 181–184.
56. 1959: Die Biologische Station Wilhelminenberg. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, Nr. 2, S. 3–40.
57. 1959: Die Haltung von Riesenaktinien und Korallenfischen. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, Nr. 2, S. 60–67.



58. 1959: Der Mensch zwischen Steinzeit und Heute. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, Nr. 2, S. 76–81.
59. 1960: Beitrag zur Methodik der Ansiedlung und Einbürgerung verschiedener Tierarten. Der Anblick, H. 3/4, 4 S.
60. 1960: Kreuzung zwischen Stockente (*Anas platyrhynchos*) und Kolbenente (*Netta rufina*). Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 8, S. 17.
61. 1960: Geiß von Antilope *cervicapra* in einem Jahr zweimal trüchtig. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 8, S. 17.
62. 1960: Verhaltensuntersuchungen an Anemonenfischen. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 8, S. 52–56.
63. 1960: Platzen von Blutkielen bei Kälte. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 8, S. 56.
64. 1960: Beobachtungen zum Nahrungserwerb des Nachtreiher (*Nycticorax nycticorax*). Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 8, S. 80.
65. 1960: Zeichnungsänderung bei Glühkohlenfischen (*Amphiprion ephippium*). Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 8, S. 115.
66. 1960: Neue Wege zur Erforschung der Reiherkolonien des Neusiedler Sees. Burgenländische Heimatblätter, Jg. 22, S. 15–22.
67. 1961: Über Besiedlungsdichte und Nestfeinde in einem Zwergrohrdommel-Brutgebiet. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 9, S. 23–24.
68. 1961: Beringung von Reiher und Löfflern im Rohrwald. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 9, S. 24–26.
69. 1961: Reiherchutz. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 9, S. 170.
70. 1961: Flugkontrolle von Reiherkolonien. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 9, S. 170–172.
71. 1961: *Phacochoerus aethiopicus africanus* (Suidae), Spiel der Jungtiere. E 202/1959, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
72. 1961: *Testudo graeca* (Testudinidae), Paarungsaufforderung (abnorme Objektwahl). E 203/1959, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
73. 1961: *Crossoptilon auritum* (Phasianidae), Futterzeigen (Eltern mit Küken). E 286/1958, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
74. 1961: *Caretta caretta* (Cheloniidae), Nahrungsaufnahme bei Jungtieren. E 287/1960, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
75. 1961: *Elephantulus rozeti* (Macroscelidae), Rüsselbewegungen. E 288/1959, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
76. 1961: Probleme tierischer Verständigung. Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien, Vereinsjahr 1960/61, S. 149–173.
77. 1961: Hinweise zur Schildkrötenpflege. Merkblatt der Biologischen Station Wilhelminenberg, 4 S.
78. 1961: Reiher sind nützlich. Merkblatt der Biologischen Station Wilhelminenberg, 2 S.
79. 1961: Das Buch vom Neusiedler See. 284 S. Wollzeilen-Verlag, Wien (Buch).
80. 1962: Steinzeitjäger unterwegs. Liewers-Post, S. 22–24.
81. 1962: Über die langen Schwänze von Hahnschweifwidah und Paradieswitwe. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 10, S. 23–24.

82. 1962: Weiße Rauchschwalben. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 10, S. 72.
83. 1962: Die Gefangenschaftshaltung des Quetzals (*Pharomacrus mocinno*). Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 10, S. 74–75.
84. 1962: Das »Spielen« der Rüsselfische. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 10, S. 75–76.
85. 1962: Ungewöhnliches Nistmaterial. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 10, S. 170.
86. 1962: Brachschnalben am Neusiedler See. Wissenschaftliche Informationen, in: Die Pyramide, Jg. 10, S. 170–171.
87. 1962: Der Schrillapparat der Paradieswitwe *Steganura paradisaea*. Journal für Ornithologie, Bd. 103, S. 86–91.
88. 1962: *Amphiprion xanthurus* (Pomacentridae), Reviereroberung. E 294/1959, Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
89. 1962: *Amphiprion percula* (Pomacentridae), Verhalten zur Riesenaktinie III. E 293/1959, Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
90. 1962: *Amphiprion xanthurus* (Pomacentridae), Verhalten zur Riesenaktinie I. E. 295/1959. Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
91. 1962: *Amphiprion ephippium* (Pomacentridae), Verhalten zur Riesenaktinie I. E. 291/1959, Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
92. 1962: Kif-Kif. Menschliches und Tierisches zwischen Sahara und Wilhelminenberg. 239 S. Wollzeilen-Verlag, Wien (Buch).
93. 1964: Die Biologische Station Rust. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, in: Natur und Land, H. 3, S. 1–2.
94. 1964: Einige Beobachtungen an zahmem Auerwild. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, in: Natur und Land, H. 4, S. 80–81.
95. 1964: Drei Purpurreiher an einem Horst. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, in: Natur und Land, H. 4, S. 87–88.
96. 1964: Naturpark Breitenbrunn. Mitteilungen aus der Biologischen Station Wilhelminenberg, in: Natur und Land, H. 6, S. 137–140.
97. 1964: Führer rund um den Neusiedler See. 133 S. Verlag für Jugend und Volk, Wien–München (Buch).
98. 1964: Zwiespalt zwischen Tier- und Naturschutz? *Das Tier*, Jg. 4, H. 10, S. 3.
99. 1965: Rendezvous mit Tieren. 262 S. Wollzeilen-Verlag, Wien (Buch).
100. 1966: *Ixobrychus minutus* (Ardeidae), Brüten und Hudern. E 276/1962, Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
101. 1966: *Ixobrychus minutus* (Ardeidae), Raumorientierung beim Beuteerwerb. E 278/1962. Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
102. 1966: *Premnas biaculeatus* (Pomacentridae), Verhalten zur Riesenaktinie I. E 290/1959, Filmbeihft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
103. 1967: »Böse Räuber« unter den Tieren. *Das Tier*, Jg. 7, H. 6, S. 3.
104. 1967: Klaubaufforschung und Klaubaufferleben. *Osttiroler Bote*, Jg. 29, H. 51, S. 41–43.
105. 1968: Biologie der Uniform. *Naturwissenschaft und Medizin (N+M)*, Jg. 5, S. 2–19, S. 40–50.

106. 1968: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1969. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
107. 1969: Großtrappen in Niederösterreich (gemeinsam mit L. Lukschanderl). Kulturberichte, Aprilheft, S. 1–8.
108. 1969: Verhaltensforschung und Kultur. In: Kreatur Mensch, S. 57–84. Moos-Verlag, München.
109. 1969: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1970. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
110. 1970: *Otis tarda* (Otididae), Jugendentwicklung (gemeinsam mit L. Lukschanderl). E 289/1960, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
111. 1970: *Otis tarda* (Otididae), Schlüpfen (gemeinsam mit L. Lukschanderl). E 313/1960. Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
112. 1970: Das Gemeinschaftsarchiv für Filme aus der Verhaltensforschung. In: Gemeinschaftsarchiv für Filme aus der Verhaltensforschung, Nr. 1, S. 2–6.
113. 1970: Kultur und Verhaltensforschung. Einführung in die Kulturethologie. Mit einem Vorwort von Konrad Lorenz. 290 S. dtv, München (Buch).
114. 1970: *Otis tarda* (Otididae), Verhalten im strengen Winter (gemeinsam mit L. Lukschanderl). E 957/1966. Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
115. 1970: Triebstauung auf der Autobahn. Deutsche Zeitung / Christ und Welt, Nr. 33, S. 9.
116. 1970: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1971. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
117. 1971: Das Paradies vor unserer Tür. Ein Forscher sieht Tiere und Menschen. 447 S. Molden, Wien (Buch).  
Übersetzungen:  
1972, Schwedisch: Paradiet utanför dörren. Morstedt, Stockholm.  
1973, Französisch: Un paradis a notre porte. Flammarion, Paris.
118. 1971: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1972. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
119. 1972: *Gnathonemus petersi* (Mormyridae), Rüsselbewegungen bei der Nahrungssuche (gemeinsam mit A. Schmied). E 617/1964, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
120. 1972: Menschheit in Gefahr (Festvortrag Landestagung Bamberg des »Bund Naturschutz Bayern«). Blätter für Natur und Umweltschutz, Jg. 52, Juliheft, S. 60–64.
121. 1972: Die Auseinandersetzung zwischen Eltern und Kindern. Das Tier, Jg. 12, H. 2, S. 20–27.
122. 1972: Die Erde ist nur eine Leihgabe. Das Tier, Jg. 12, H. 3, S. 3.
123. 1972: Auszeichnungen schützen vor Angriffen und vor dem »bösen Blick«. Das Tier, Jg. 12, H. 4, S. 17–20.
124. 1972: *Netta rufina* (Anatidae), Fütterung im Paarverhalten. E 605/1964, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
125. 1972: Der Film als wissenschaftliches Publikationsmittel. In: Wissenschaftlicher Film in Forschung und Lehre, 1962–1972. Festschrift der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie, Wien, S. 67–69.

126. 1972: 15 Jahre Gesellschaft der Freunde der Biologischen Station Wilhelminenberg, 1957–1972. Gesamtgestaltung und Text, S. 14–37, S. 46–47.
127. 1972: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1973. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
128. 1973: Bevölkerungswachstum und seine Folgen. In: Neue Ziele für das Wachstum, S. 51–62. R. Piper & Co. Verlag, München.
129. 1973: Das Kind in der Großstadt. Vortrag anlässlich des Symposiums des Wiener Jugendhilfswerks vom 12. April 1972. Sammelbroschüre, S. 19–36.
130. 1973: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1974. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
131. 1974: Umwelt und Verhalten. Vortrag anlässlich des 16. Mainauer Gesprächs vom 24. April 1974. Tagungsbericht, S. 2–11.
132. 1974: Blickfang Auge. In: Werbepolitik, S. 89–103. Verlag H. Böhlaus Nachf., Wien – Köln – Graz.
133. 1974: Rendezvous mit Tier und Mensch. 205 S. Molden, Wien (Buch).
134. 1974: Das Tier in der Erholungslandschaft. Broschüre »IFPRA-IFLA«-Kongreß, S. 42–44.
135. 1974: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1975. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
136. 1975: Urmotiv Auge. Neuentdeckte Grundzüge menschlichen Verhaltens. 556 S. R. Piper & Co. Verlag, München – Zürich (Buch).
137. 1975: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1976. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
138. 1976: Die Kleidung aus kulturethologischer Sicht. Ausstellungskatalog »200 Jahre Mode in Wien«, S. 31–42.
139. 1976: Angeborenes im Dienste der Werbung. Bericht 23. Werbewirtschaftliche Tagung in Wien, S. 161–164.
140. 1976: Mensch, Tier und Pflanze. Natur und Land, Jg. 62, H. 4, S. 93–94.
141. 1976: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1977. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
142. 1977: Kolibrihaltung. Die Gefiederte Welt, Jg. 101, H. 10, S. 181–184.
143. 1977: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1978. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
144. 1978: Grundzüge des Arbeitssystems der Abteilung 1, Allgemeine Verhaltensforschung und Kulturethologie. 12 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
145. 1978: Die pädagogische Bedeutung von Spielzeugtieren in der Gegenwartssituation, 4 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
146. 1978: Lebende Tiere für Kinder. 8 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
147. 1978: Das Auge als biologische Wurzel kultureller Phänomene. In: Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Bd. VI: Lorenz und die Folgen. S. 495–504. Kindler Verlag, Zürich.
148. 1978: Haltung, Zucht und Ansiedlung von Auerwild (Tetrao urogallus). 24 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
149. 1978: Mitteleuropa, Tirol – Maskenschnitzen in einer Großfamilie (Verhaltens-

- studien). E 1452, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
150. 1978: Mitteleuropa, Tirol – Riesenmasken beim Klaubaufgehen (Verhaltensstudien). E 1453, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
151. 1978: Mitteleuropa, Tirol – Kinder beim Klaubaufgehen (Verhaltensstudien). E 1454, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
152. 1978: Über Ursprung und Entwicklung der menschlichen Kleidung. 17 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
153. 1978: Konrad Lorenz 75 Jahre. *Natur und Land*, H. 6, S. 211–213.
154. 1978: Uniform als Beispiel kultureller Evolution. In: *Das Bildlexikon der Uniformen von 1700 bis zur Gegenwart*, S. 8–12. Südwest Verlag, München.
155. 1978: Schlechtes Wohnen schafft Neurosen. In: Broschüre »Besser wohnen, besser leben«, S. 14–15.
156. 1978: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1979. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
157. 1979: Bedeutung und Methodik der Ansiedlung von Bibern (gemeinsam mit U. Krebs). 14 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
158. 1979: Die Großtrappe (*Otis tarda* L.), Gegenwartsprobleme und Rettungsmöglichkeiten. 18 S. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
159. 1979: Ethologie als Beitrag zu den Sozialwissenschaften. In: *Gesellschaftspolitik mit oder ohne Weltanschauung?* S. 193–211. Internationale Stiftung Humanum, Scientia Humana Institut, Bonn.
160. 1979: 33 Jahre Wilhelminenberg – Von den Reiherkolonien des Neusiedler Sees zur Kulturethologie (gemeinsam mit dem Mitarbeiterkreis). Katalog zur Ausstellung (27. März bis 1. Mai 1979) in der Wiener Secession. 229 S.
161. 1979: Mitteleuropa, Tirol – Klaubaufgehen in Prägraten (Verhaltensstudien). E 1456, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
162. 1979: Mitteleuropa, Tirol – Klaubaufgehen in Virgen (Verhaltensstudien). E 1455, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
163. 1979: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1980. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
164. 1980: Mitteleuropa, Niedersachsen – Verwendung von Schlittenhunden im Watt bei Wremen (gemeinsam mit E. Lokaj). E 2515, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
165. 1980: *Jynx torquilla* (Picidae) – Abwehrverhalten. E 2546, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
166. 1980: Klaubaufgehen. Ein Maskenbrauch in Osttirol und der Gastein. Broschüre des Hamburgischen Museums für Völkerkunde, Hamburg. 89 S.
167. 1980: Mensch und Zivilisation. Vortrag Symposium »Fremdenverkehr zwischen Technik und Umweltschutz«. In: *Bericht Ziviltechnikertage Schladming 21./22. März 1980*. S. 46–53.
168. 1980: Lebensraum Neusiedler See. Text zur Wanderkarte 1 : 50. Freytag-Berndt u. Artaria, Wien.
169. 1980: Mitteleuropa, Oberösterreich – Verwendung von Hunden beim Holztransport mit Schlitten in Aigen-Schlögl (gemeinsam mit E. Lokaj). E 2523, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.

170. 1980: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1981. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
171. 1981: Tier und Mensch. Tiere halten, pflegen, kennenlernen (mit Beiträgen von Mitarbeitern). 616 S. Jugend und Volk, Wien (Buch).
172. 1981: Kulturethologische Betrachtung des Klaubaufgehens. In: Matreier Gespräche, Maske – Mode – Kleingruppe. S. 45–58. Jugend und Volk, Wien – München.
173. 1981: Wissenschaft und Volksbildung, Möglichkeiten und Methoden der Popularisierung. 156 S. Reihe Pädagogik der Gegenwart, 502. Jugend und Volk, Wien (Buch).
174. 1981: Schützt gefährdete Tiere. Merkblatt zum österreichischen Sonderpostmarkensatz: Großtrappe, Biber, Auerhahn. 3 S.
175. 1981: Ethologische Grundlagen der Tieransiedlung. Tagung »Wiedereinbürgerung gefährdeter Tierarten«, Augsburg 7. – 9. Dezember 1981. Tagungsbericht 12/81, S. 74–78.
176. 1981: Zur Entstehung der Matreier Gespräche. In: Matreier Gespräche, Maske – Mode – Kleingruppe, Beiträge zur interdisziplinären Kulturforschung. S. 5–6. Jugend und Volk, Wien.
177. 1981: Kulturethologische Betrachtung des Klaubaufgehens. In: Matreier Gespräche, Maske – Mode – Kleingruppe, Beiträge zur interdisziplinären Kulturforschung. S. 45–58.
178. 1981: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1982. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
179. 1981: Tiroler Schützenkalender 1982. 13 Textseiten und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
180. 1981: Kalender »Lebensraum aus zweiter Hand« 1982. 13 Textseiten und 13 Farbbilder. Verbund.
181. 1982: Ökologie und Kultur. Festrede zur Bundestagung 1982 anlässlich Verleihung der Bodo-Manstein-Medaille. Broschüre des »Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland«, S. 31–36.
182. 1982: Kumulationseffekte im Kulturbereich. Pädagogische Rundschau (Sankt Augustin), 36 S. 359–366.
183. 1982: *Dromaius novaehollandiae* (Dromaiidae), Baden. E 2579, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
184. 1982: *Casuarus casuarus* (Casuariidae), Baden. E 2644, Filmbeiheft. Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen.
185. 1982: Memorandum zur Eröffnung der Abteilung Leopoldsdorf des Instituts für angewandte Öko-Ethologie. Eröffnungsmerkblatt (9. September 1982), S. 1–2.
186. 1982: Wissenschaftliche Hintergründe des Instituts für angewandte Öko-Ethologie. Eröffnungsbroschüre Stanig (29. April 1982), S. 6–22.
187. 1982: »Darum bin ich für die Schützen . . .« Tiroler Bauernzeitung, Nr. 7, S. 5.
188. 1982: Farbe als Symbol weltlicher und kirchlicher Herrschaft. Vortrag Rias – Funkuniversität. In: Die Farbe, Bd. 30, S. 13–30.  
Abdruck in: Farbe – Material, Zeichen, Symbol. S. 52–68. Schriftenreihe Forschung und Information. Colloquium-Verlag Berlin.
189. 1982: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1983. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.

190. 1982: Tiroler Schützenkalender 1983. 13 Textseiten und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
191. 1982: Kalender »Lebensraum aus zweiter Hand« 1983. 13 Textseiten und 12 Farbbilder. Verbund.
192. 1983: Steinzeitverhalten und industrielle Gesellschaft. 33 Volt (Österreichisches Magazin für Elektronik und Elektrotechnik), H. Jänner/Februar.
193. 1983: Haltung des Siedelwebers (Philetairus socius). Die Gefiederte Welt, Jg. 107, S. 92–94.
194. 1983: Quellenarchiv im Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen. Heft der Forschungsgemeinschaft Wilhelminenberg, Wien.
195. 1983: Fischfang mit Vögeln am Dojransee. In: Fischerei einst und jetzt. Katalog der Landesausstellung (15. April bis 13. November 1983) Schloß Orth an der Donau, S. 67–72.
196. 1983: Arbeitsteilung. Vortrag 1. Kolloquium der Schweiz. Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft 1976. In: Menschliches Verhalten, Hrsg. B. Sitter. S. 29–35. Universitätsverlag, Freiburg, Schweiz.
197. 1983: Tracht. Vortrag 1. Kolloquium der Schweiz. Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft 1976. In: Menschliches Verhalten, Hrsg. B. Sitter. S. 123–135. Universitätsverlag, Freiburg, Schweiz.
198. 1983: Kulturelle Bedeutung von Lernen und Lehren. In: Schulgeschichte im Zusammenhang der Kulturentwicklung, Hrsg. L. Kriss-Rettenbeck und M. Liedtke. S. 33–39. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn Obb.
199. 1983: Verhaltensforschung in Österreich – Konrad Lorenz 80 Jahre (mit Beiträgen anderer Autoren). 528 S. Verlag Ueberreuter, Wien – Heidelberg (Buch).
200. 1983: Klaubauf – Krampus – Nikolaus. Maskenbrauch in Tirol und Salzburg. 23 S., 60 Bildtafeln. Tusch-Varia, Wien (Buch).
201. 1983: Viel Feind, viel Ehr. Tiroler Schützenzeitung, Jg. 7, Nr. 1, S. 1–2.
202. 1983: Steinzeitverhalten und industrielle Gesellschaft. 33 Volt (Österreichisches Magazin für Elektronik und Elektrotechnik), H. Jänner/Februar, S. 30–31.
203. 1983: Vorwärts zum Jahr 1920. Politicum (Josef Krainer Haus Schriften), Jg. 4, Märzheft, S. 30.
204. 1983: Großer Wilhelminenberger Wildtierschutzkalender 1984. Einleitungstext und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
205. 1983: Tiroler Schützenkalender 1984. 13 Textseiten und 13 Farbbilder. Tusch-Druck, Wien.
206. 1983: Kalender »Lebensraum aus zweiter Hand« 1984. 13 Textseiten und 12 Farbbilder. Verbund.
207. 1984: Beziehungen zwischen Tracht und Uniform. In: Tracht in Österreich, Hrsg. Lipp, Längle, Tostmann, Hubmann. S. 200–208. Verlag Christian Brandstätter, Wien.
208. 1984: Jugendbewegung und Schule. In: Schule des 19. und 20. Jahrhunderts in Mitteleuropa. Vergleichende Studien zur Schulgeschichte, Jugendbewegung und Reformpädagogik im süddeutschen Sprachraum. S. 206–222. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn.
209. 1984: Wesen und Wert der Heimat. Tiroler Schützenzeitung, Festaussgabe 1984, S. 39.
210. 1984: Tiroler Schützen. 23 S., 60 Bildtafeln. Tusch-Varia, Wien (Buch).

Außerdem wurden von Otto Koenig rund 200 weitere Artikel zu den Themenkreisen Ethologie, Kulturethologie und Naturschutz in diversen Tages- und Wochenzeitungen veröffentlicht.

## II. Wissenschaftliche Filme (Ethologie, Kulturethologie)

### a) Im Rahmen der *Encyclopaedia Cinematographica* (Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen)

1. E 199 *Jaculus jaculus* (Dipodidae) – Graben von Gängen. 1961.
2. E 202 *Phacochoerus aethiopicus africanus* – Spiel der Jungtiere. 1954.
3. E 203 *Testudo graeca* (Testudinidae) – Paarungsaufforderung (Abnorme Objektwahl). 1955.
4. E 247 *Amphiprion percula* (Pomacentridae) – Laichablage. 1959.
5. E 248 *Amphiprion percula* (Pomacentridae) – Laichbetreuung. 1959.
6. E 249 *Amphiprion xanthurus* (Pomacentridae) – Laichablage. 1959.
7. E 250 *Amphiprion xanthurus* (Pomacentridae) – Laichbetreuung. 1959.
8. E 275 *Ixobrychus minutes* (Ardeidae) – Schlüpfen, erste Lebensstunde. 1960.
9. E 276 *Ixobrychus minutes* (Ardeidae) – Brüten und Hudern. 1960.
10. E 277 *Ixobrychus minutes* (Ardeidae) – Zum-Nest-Schleichen. 1960.
11. E 278 *Ixobrychus minutes* (Ardeidae) – Raumorientierung beim Beutefang. 1960.
12. E 284 *Merops apiaster* (Meropidae) – Jugendentwicklung. 1958.
13. E 285 *Paradisaea rubra* (Paradisaeidae) – Solobalz. 1958.
14. E 286 *Crossoptilon auritum* (Phasianidae) – Futterzeigen (Eltern mit Küken). 1958.
15. E 287 *Caretta caretta* (Cheloniidae) – Nahrungsaufnahme bei Jungtieren. 1958.
16. E 288 *Elephantulus rozeti* (Macroscelidae) – Rüsselbewegungen. 1958.
17. E 289 *Otis tarda* (Otididae) – Jugendentwicklung. 1958.
18. E 290 *Premnas biaculeatus* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie I. 1958.
19. E 291 *Amphiprion ephippium* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie I. 1958.
20. E 292 *Amphiprion percula* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie II. 1958.
21. E 293 *Amphiprion percula* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie III. 1958.
22. E 294 *Amphiprion xanthurus* (Pomacentridae) – Reviereroberung. 1958.
23. E 295 *Amphiprion xanthurus* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie I. 1958.
24. E 313 *Otis tarda* (Otididae) – Schlüpfen. 1958.
25. E 355 *Amphiprion sebae* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie I. 1957.
26. E 356 *Amphiprion sebae* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie II. 1957.
27. E 357 *Amphiprion melanopus* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie I. 1957.
28. E 358 *Amphiprion melanopus* (Pomacentridae) – Verhalten zur Riesenaktinie II. 1957.



29. E 459 *Marmota marmota* (Sciuridae) – Paarungsverhalten. 1960.
30. E 464 *Bubulcus ibis* (Ardeidae) – Schlüpfen, erste Lebensstunde. 1958.
31. E 465 *Bubulcus ibis* (Ardeidae) – Fütterung verschieden großer Jungvögel. 1959/60.
32. E 466 *Egretta garzetta* (Ardeidae) – Fütterung verschieden großer Jungvögel. 1961.
33. E 467 *Egretta garzetta* (Ardeidae) – Gefiederpflege. 1961.
34. E 468 *Myiopsitta monachus* (Psittacidae) – Fütterung der Jungen. 1959.
35. E 469 *Ardea purpurea* (Ardeidae) – Nahrungserwerb (Jungvogel). 1960.
36. E 604 *Ardea cinerea* (Ardeidae) – Putzen des Kleingefieders. 1963.
37. E 605 *Netta rufina* (Anatidae) – Fütterung im Paarverhalten. 1963.
38. E 606 *Dipodillus dasyurus* (Muridae) – Jugendentwicklung (noch nicht sehende Jungtiere). 1961.
39. E 607 *Dipodillus dasyurus* (Muridae) – Jugendentwicklung (sehende Jungtiere). 1961.
40. E 614 *Ardea purpurea* (Ardeidae) – Putzen des Kleingefieders. 1963.
41. E 615 *Ardea purpurea* (Ardeidae) – Begrüßung am Horst, Fütterung kleiner Jungvögel. 1963.
42. E 616 *Ardea purpurea* (Ardeidae) – Imponierverhalten kleiner Jungvögel. 1963.
43. E 617 *Gnathonemus petersi* (Mormyridae) – Rüsselbewegungen bei der Nahrungssuche. 1963.
44. E 618 *Platalea leucorodia* (Plataleidae) – Demutsverhalten großer Jungvögel. 1963.
45. E 619 *Platalea leucorodia* (Plataleidae) – Putzen des Kleingefieders. 1963.
46. E 620 *Casmerodius albus* (Ardeidae) – Putzen des Kleingefieders. 1963.
47. E 621 *Casmerodius albus* (Ardeidae) – Nestbaubewegungen. 1963.
48. E 622 *Casmerodius albus* (Ardeidae) – Fütterung kleiner Jungvögel. 1963.
49. E 623 *Platalea leucorodia* (Plataleidae) – Begrüßung am Horst, Fütterung großer Jungvögel. 1963.
50. E 624 *Testudo graeca* (Testudinidae) – Paarung. 1962.
51. E 625 *Testudo graeca* (Testudinidae) – Eiablage. 1962.
52. E 626 *Tyto alba* (Strigidae) – Verschlucken von Mäusen. 1963.
53. E 866 *Remiz pendulinus* (Paridae) – Ambivalentes Sexualverhalten in der Pubertät. 1963.
54. E 901 *Casmerodius albus* (Ardeidae) – Fütterung großer Jungvögel. 1963.
55. E 902 *Ixobrychus minutus* (Ardeidae) – Füttern der Jungen. 1960.
56. E 903 *Ixobrychus minutus* (Ardeidae) – Jugendentwicklung. 1960.
57. E 904 *Anabas testudineus* (Anabantidae) – Fortbewegung am Land. 1961.
58. E 905 *Acrocephalus arundinaceus* (Sylviidae) – Füttern großer Jungvögel. 1964.
59. E 906 *Glis glis* (Gliiridae) – Erwachen aus dem Winterschlaf. 1964.
60. E 942 *Parus caeruleus* (Paridae) – Kreuzgang-Koordination (1. und 2. Lebenstag). 1965.
61. E 943 *Bombycilla garrulus* (Bombycillidae) – Fressen von Mistelbeeren. 1965.
62. E 944 *Hemibalistes fuscus* (Balistidae) – Nahrungsaufnahme. 1962.
63. E 954 *Ardea purpurea* (Ardeidae) – Jugendentwicklung. 1959.
64. E 956 *Plotosus anguillaris* (Plotosidae) – Schwarmverhalten. 1965.
65. E 957 *Otis tarda* (Otididae) – Verhalten im strengen Winter. 1963.

66. E 974 Xenentodon cancila (Belonidae) – Verhaltensweisen vor und nach dem Schlüpfen. 1964.
67. E 1004 Ciconia ciconia (Ciconiidae) – Füttern und Tränken großer Jungvögel. 1964.
68. E 1005 Antilope cervicapra (Bovidae) – Mutter-Kind-Verhalten in den ersten Lebenstagen des Kitzes. 1964.
69. E 1308 Thalarctos maritimus (Ursidae) – Spielen. 1967.
70. E 1452 Mitteleuropa, Tirol – Maskenschnitzen in einer Großfamilie (Verhaltensstudien). 1978.
71. E 1453 Mitteleuropa, Tirol – Riesenmasken beim Klaubaufgehen (Verhaltensstudien). 1978.
72. E 1454 Mitteleuropa, Tirol – Kinder beim Klaubaufgehen (Verhaltensstudien). 1978.
73. E 1455 Mitteleuropa, Tirol – Klaubaufgehen in Virgen (Verhaltensstudien). 1978.
74. E 1456 Mitteleuropa, Tirol – Klaubaufgehen in Prägraten (Verhaltensstudien). 1978.
75. E 2515 Mitteleuropa, Niedersachsen – Verwendung von Schlittenhunden im Watt bei Wremen. 1979.
76. E 2523 Mitteleuropa, Oberösterreich – Verwendung von Hunden beim Holztransport mit Schlitten in Aigen-Schlägl. 1979.
77. E 2546 Jynx torquilla (Picidae) – Abwehrverhalten. 1979.
78. E 2579 Dromaius novaehollandiae (Dromaiidae) – Baden. 1982.
79. E 2644 Casuarius casuarius (Casuariidae) – Baden. 1982.

*b) Im Rahmen der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Wissenschaftliche Kinematographie, Wien*

80. FT 1188 Die Jugendentwicklung des europäischen Bienenfressers. 1960.
81. V 1229 Nikolausbrauchtum in Österreich – Klaubaufgehen in Zedlach. 1970.
82. V 1251 Nikolausbrauchtum in Österreich – Krampusgehen in Zotten und Moos. 1967.
83. V 1287 Nikolausbrauchtum in Österreich – Klaubaufgehen in Virgen/Mitteldorf. 1968.
84. V 1293 Herstellen einer Klaubaufmaske durch Sepp Lang in Bad Hofgastein. 1970.
85. V 1305 Maskenschnitzen im Familienbetrieb. 1973.
86. V 1313 Verhalten von Menschen gegenüber Tauben in Dubrovnik/Jugoslawien. 1970.
87. V 1323 Fahren mit dem Dojranboot. Dojran/Makedonien. 1970.
88. V 1324 Gauderfest in Zell am Ziller. 1970.
89. V 1335 Anfertigen einer Modellzinnfigur – Guß und Feinbearbeitung. 1969.
90. V 1338 Anfertigen einer Modellzinnfigur – Bemalen. 1969.
91. V 1351 »Faschingsrodeln« in Matrei. 1970.
92. V 1352 Nikolausbrauchtum in Österreich – Klaubaufgehen in Virgen. 1966.
93. V 1353 Nikolausbrauchtum in Österreich – Klaubaufgehen in Prägraten. 1972.
94. V 1354 Nikolausbrauchtum in Österreich – Riesenmasken beim Klaubaufgehen. 1972.
95. V 1355 Nikolausbrauchtum in Österreich – Kinder beim Klaubaufgehen. 1966.
96. V 1358 Bewegungsweisen von Tauchvögeln unter Wasser. 1973.
97. V 1376 Nikolausbrauchtum in Österreich – Klaubaufgehen in Zedlach. 1970.

98. V 1397 Herstellen einer Klaubaufmaske durch den Schnitzer Köfler in Matrei. 1970.
99. V 1409 Bewegungsweisen bei Nahrungsaufnahme und Körperpflege der Anemonenkrabbe (*Neopetrolisthes oshimai*). 1972.
100. V 1410 Ballspielender Esel. 1968.
101. V 1412 Springende Bohne. 1964.
102. V 1413 Verhaltensbeobachtungen an Stelzenkrähen. 1972.
103. V 1414 Spielerisches Verhalten von Surikaten. 1969.
104. V 1415 Verhaltensweisen des Schuhschnabels (*Balaeniceps rex*). 1972.
105. V 1416 Herstellen einer Bootsschaufel und einer Rudergabel in Basibosch (Mazedonien). 1972.
106. CT 1066 Kinder im Negerdorf (nicht ausgeschlossen aus dem Lebensraum der Erwachsenen). 1966.

*c) Im Rahmen des Quellenarchivs (Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen)*

107. A 1002 Schützenregimentsfest Zillertal in Stumm, Nordtirol, 1977.
108. A 1003 Schützenbataillonsfest Ötztal in Sautens, Nordtirol, 1977.
109. A 1004 Schützenwallfahrt in Absam, Nordtirol (Mitarbeit A. Schmied). 1977.
110. A 1005 1. Treffen der Alpenregion der Schützen in Mutters, Nordtirol. 1978.
111. A 1006 Schützenregimentsfest Oberes Inntal in Arzl, Nordtirol. 1978.
112. A 1007 Schützenbataillonsfest Oberes Iseltal in Matrei, Osttirol. 1980.
113. A 1010 Schützenbataillonsfest Oberes Iseltal in Virgen, Osttirol. 1981.
114. A 1018 Wachablösung vor dem Dimitroff-Mausoleum in Sofia (Mitarbeit A. Schmied). 1972.
115. A 1019 Wachablösung in Istanbul und Ankara (Mitarbeit A. Schmied). 1972.
116. A 1025 Faschingsumzug in Lebing/Floing, Steiermark. 1975.
117. A 1035 Perchtenlauf im Gasteinertal, Salzburg (Mitarbeit A. Schmied). 1978.
118. A 1037 Anti-Atomkraftwerksdemonstration in Zwentendorf, Niederösterreich. 1977.
119. A 1039 Klaubaufgehen in Kals, Osttirol (Mitarbeit K. Kolar u. A. Schmied). 1967.
120. A 1040 Klaubaufgehen in Ainet, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1968.
121. A 1041 Kinder-Klaubaufgehen in St. Johann im Walde, Osttirol (Mitarbeit L. Lukschanderl). 1968.
122. A 1044 Klaubaufgehen in Oberlienz, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1975.
123. A 1045 Klaubaufgehen in Oberlienz, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1976.
124. A 1046 Nikolausumzug in Oberdrauburg, Kärnten (Mitarbeit A. Schmied). 1976.
125. A 1047 Klaubaufgehen in Lienz, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1977.
126. A 1048 Klaubaufgehen in Matrei, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1965.
127. A 1050 Klaubaufgehen in Matrei, Osttirol (Mitarbeit L. Lukschanderl u. A. Schmied). 1968.
128. A 1051 Klaubaufgehen in Matrei, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1969.
129. A 1052 Klaubaufgehen in Matrei, Osttirol (Mitarbeit T. Nielsen u. A. Schmied). 1971.
130. A 1053 Klaubaufgehen in Matrei, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1975.
131. A 1055 Schwanzteufel beim Klaubaufgehen in Matrei, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1969.
132. A 1057 Mädchen als Klaubauf in Matrei, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1969.

133. A 1058 Schnitzen einer Klaubaufmaske durch Tobias Trost in Matrei, Osttirol (Mitarbeit A. Schmied). 1969.
134. A 1061 Spinnen mit dem Spinnrad in Prägraten, Osttirol (Mitarbeit H. Habersohn u. A. Schmied). 1966.
135. A 1062 Fischfang mit Vögeln am Dojran-See, Jugoslawien (Mitarbeit A. Schmied). 1968.
136. A 1063 Fahren mit dem Dojran-Boot am Dojran-See, Jugoslawien (Mitarbeit A. Schmied). 1968.
137. A 2002 Spielende Delphine (*Tursiops truncatus*) im Delphinarium (Mitarbeit A. Schmied). 1967.
138. A 2004 Schimpanse (*Pan troglodytes*), Einfädeln und Binden von Schnürsenkeln (Mitarbeit A. Schmied). 1970.
139. A 2005 Griechische Landschildkröten (*Testudo graeca*), Balzkämpfe und Paarung, Taurus (Türkei). 1972.
140. A 2006 Sägesalmler (*Serrasalmus nattereri*), Laichbetreuung. 1975.
141. A 2009 Großtrappe (*Otis tarda*). Verschiedenes Balzverhalten (Mitarbeit A. Schmied). 1978.
142. A 2011 Große Rohrdommel (*Botaurus stellaris*), Angstdrohen (Mitarbeit A. Schmied). 1981.